

Kapitel 3

Schülerkompanie Flugzeugführerschule Schweinfurt.

Bei unserer Ankunft in Schweinfurt wird der obligatorische Vollzähligkeitsappell schon mal nicht durchgeführt. Wir sind jetzt gestandene Soldaten und gehören zum fliegenden Personal!

Hier sollen wir also im Blindflug ausgebildet werden. Auf dem Platz stehen HE 111, JU 52, Siebel 204, ME 110 und DO 215/217. Drei Wochen ist noch mal strenges Lernen angesagt, dann geht es wieder in die Lüste.

Die Schweinfurter Gegend hat auch ihren Reiz, und was uns positiv auffällt ist, daß hier kein so strenger Drill herrscht. Was für uns neu ist, sind die immer wieder heulenden Sirenen. Es ist „Fliegeralarm!“ Immer in der Nacht, wenn man sich zum schlafen legen will.

Doch eines Tages ist am hellen Nachmittag um 15 Uhr „Fliegeralarm!“ Kein Mensch geht in den Luftschuttkeller, wir liegen in der Sonne und lauschen, ob wohl etwas zu hören oder zu sehen wäre. Von ferne hören wir dann Motorengeräusch, das langsam näher kommt und unheimlich klingt. Wild fängt die Flak an zu schießen, aber nicht lange und es fällt kein Schuß mehr. Sind sie schon von feindlichen Jägern ausgeschaltet? Doch was ist das? Sie kommen aus der Sonne heraus Maschine an Maschine, ganze Pulks! Bei uns reagiert keine Flak mehr, keine deutschen Jäger! Ganz ungestört kommen feindliche Bomber, ein unheimliches Dröhnen ihrer schweren Motoren erfüllt die Luft.

Schweinfurt ist in einen künstlichen Nebel gehüllt. Einige von uns wollen gesehen haben, wie sich die Bombenschächte öffneten. Jetzt beginnt ein Rennen in den Luftschuttkeller. Doch der Angriff gilt nicht dem Flugplatz, sondern Schweinfurt mit den Kugellager-Fabriken, ist ihr Ziel! Nur wenige Kilometer von uns entfernt grollt und bebt es. Dort ist der Teufel los. Schwarze Rauchwolken schießen in den Himmel, der sich schwarz, gelb und rot verfärbt! Was wir nicht bemerken und erst

später erfahren haben, daß doch viele feindliche Maschinen abgeschossen wurden. Es ist eine schreckliche Situation auf dem Erdboden zu sein, während von oben eine tödliche Fracht abgeladen wird. Erst gegen Abend, als sich der Nebel verzog, sehen wir das Feuer und die gewaltigen Rauchwolken in ihrem ganzen Ausmaß.

Wir kommen sofort zum Einsatz um zu helfen, wo zu helfen ist. Die Leute zittern an Leib und Seele, weinen und schreien. Dreißig Personen sind in einem Keller eingeschlossen, das Haus brennt lichterloh. Es gibt keine Rettung mehr! Die Stadt ist schwer beschädigt, das Kugellagerwerk, dem der Angriff eigentlich galt, hat am wenigsten abbekommen.

Am Abend des nächsten Tages werden Egon, ich und zwei weitere Soldaten zur Bewachung eines notgelandeten amerikanischen Bombers, einer Fortress in ein Dorf in der Nähe von Schweinfurt, abkommandiert. Es sind 14 herrliche Tage im Privatquartier. Egon wurde mir in diesen Tagen ein guter Freund.

Wir staunen als wir die Maschine sehen, es ist eine fliegende Festung. Nach allen Seiten sind schwere Zwillings MG's, fast Kanonen, auch nach unten und hinten. Die Maschine besitzt eine Wucht an Feuerkraft, und dazu diese riesigen Bomben! Mein Gott Deutschland!

Gestern noch Tod und Verderben in Schweinfurt, und hier im Ort ist alles friedlich, vom Krieg nichts zu spüren.

Als wir nach 14 Tagen zurück nach Schweinfurt kommen, haben die anderen die Abschlußprüfung schon hinter sich. Wir sollen die Prüfung nachholen. Das Üben von Blindfliegen und Blindanden, d. h. nur nach Instrumenten wird geübt. Wir Funker holen alle Daten für den Blindflug von den Bodenstellen, und geben diese den Piloten weiter.

An einem Nachmittag, wir stellen gerade unseren Flugplan zusammen, heulen wieder die Sirenen. Wir sind nicht mehr so gelassen wie zuvor, das Herz schlägt einige Takte schneller. Der Flugplatz steht voller Maschinen, die im Alarmstart auf einen kleineren Ausweichplatz fliegen müssen. Da geschieht es, daß eine HE 111 und eine JU 52 im Winkel gleichzeitig starten, und aufeinander zurollen. Wir sehen machtlos das Verhängnis kommen. Die Piloten der JU erkennen die Gefahr und ziehen ihre Maschine hoch. Mit dem Fahrwerk streifen sie aber die

HE 111, diese dreht sich zweimal im Kreis und kommt zum stehen, während die Ju 52 sich überschlägt und zu Boden stürzt. Sie liegt auf dem Rücken, Flammen schlagen aus der Maschine.

Die Feuerwehr rast daher, versucht zu löschen. Die beiden Piloten der Ju 52 sind in der Maschine eingeklemmt. Zwei Mann versuchen sie herauszuholen, aber vergebens. Ein weiterer Tank explodiert, die zwei Helfer verlassen fluchtartig die Maschine. Wir hören einige herzzerreißende Schreie, dann ist es still. Schwarzer Rauch steigt zum Himmel und klagt an! Den beiden Insassen aus der He 111 ist nichts passiert, sie kommen mit dem Schrecken davon.

Tief erschüttert stehen wir noch vor diesem traurigen Geschehen, als in der Ferne das unheimliche Brummen zu hören ist. Ehe wir zum Luftschutzkeller kommen spüren wir deutlich den Luftdruck der fallenden Bomben, der uns fast die Treppe zum Keller hinunterwirft. Die Luftnachrichten-Helferinnen zittern am ganzen Leib, auch uns Soldaten ist es nicht gerade wohl! Immer wieder kommen neue Pulks und werfen ihre Bomben. Wir sind doch nicht an der Front! Wie heißt es doch immer bei den Wehrmacht's Wunschkonzerten? „Front und Heimat reichen sich die Hände!“ Wahrhaftig, Soldaten und Zivilisten, Frauen und Kinder bekommen den Krieg voll zu spüren! Es ist grausam!

In der Nacht ist wieder Katastrophen- Einsatz. Schweinfurt sieht schrecklich aus. Überall liegen Tote, Schwer- und Leichtverletzte. Männer, Frauen und Kinder, niemand ist mehr sicher! Wir helfen fast bis zur Erschöpfung, aber es ist soviel zerstört, daß unsere Hilfe wie ein Tropfen auf einem heißen Stein ist! Auch der Flugplatz hat Bomben abbekommen, die Start- und Landebahn ist aber unversehrt.

Der Dienst geht weiter. Viele unserer Maschinen stürzen ab und immer gibt es Tote. An einem Nachmittag, ich stehe gerade an der Halle 5, als plötzlich Motoren aufheulen und es unheimlich kracht. Ein riesiger Feuerball geht in die Lüfte. Erst denke ich, daß die Tankstelle explodiert ist. Später sehe ich, daß es eine HE 111 ist, und wieder sind keine Überlebenden.

Wenn wir zur Ausbildung fliegen, sind wir mit den Schülern meist 6 Personen an Bord! Uns wird das Fliegen allmählich unheimlich. Sind die vielen Abstürze Sabotage? Ich habe Leute in Maschinen gesehen die Reparaturen machen, aber nicht Deutsch sprechen und niemand

kümmert sich um sie!

Einige Tage später, wir sind beim exerzieren, heulen in der Ferne Motoren auf, dann gibt es einen mörderischen Knall und eine Rauchfahne. Wieder ist es eine HE 111 und wieder sind alle Insassen tot.

Jede Nacht ist Fliegeralarm, wie das Volk schon sagte: „Arsch kaum warm ist Fliegeralarm.“ Dann geht es hinaus in die Kälte an den Flugplatzrand, an ein Maschinengewehr zur Abwehr von Tieffliegern. Es fror mich immer jämmerlich.

Mitten in der Nacht meldet die Flak: „Feindliche Bomber im Anflug!“ Sie setzen ihre Christbäume und Leuchtbomben. Es ist taghell und schon geht es los! Eine Stunde lang bebt alles. Der Luftdruck reißt Fenster und Türen aus den Angeln. Als es etwas ruhiger wird atmen wir auf, wir hoffen, daß der Spuck für heute vorbei ist. Leider ist es der Wunschtraum unserer Gedanken, denn nach einer guten Stunde kommen sie noch mals. Wieder ist es ein höllisches Inferno. Das teuflische sind die verfluchten Zeitzünderbomben. Noch Stunden danach explodieren diese, nie kann man sicher sein.

Zum Einsatz komme ich in eine Straße, wo die Häuser rechts und links lichterloh brennen. Im Feuerschein sehe ich eine Bombe im Boden stecken. Es durchzuckt mich, ich gehe schnell weiter, sie kann jeden Moment explodieren. Vor mir ein Flammenmeer, ich halte die Hitze nicht mehr aus. Ich muß wieder zurück, noch mals an der Bombe vorbei! Kalt läuft es mir über den Rücken!

Es ist November, der Flugbetrieb geht weiter, und immer wieder komme ich zum Einsatz. Wir schreiben den 11.11.1943. Bordfunker Hafner und ich sind zum Fliegen eingeteilt. Insgesamt sind wir sechs Mann an Bord. Es ist ein regnerischer, diesiger Novembertag. In höheren Zonen besteht Vereisungsgefahr. Nachmittags 13 Uhr ist der Start mit der HE 111. Schon in den ersten Wolken kommen wir in ein starkes Schneetreiben. Nicht lange, und die Wolken werden lichter und plötzlich öffnet sich über uns ein strahlend blauer Himmel.

Wir fliegen Richtung Nürnberg - Friedrichshafen. Ich bin am Funkgerät, alles klappt wunderbar. An Bord ist eine prima Stimmung. Auf dem Rückflug machen wir in Nürnberg eine Zwischenlandung.

Als wir wieder zum Flugzeug kommen, sind in Richtung Schweinfurt dunkle Wolken am Himmel. Unser Funklehrer Unteroffizier Wilke will in Nürnberg übernachten, da es schon dunkel wird, und das Wettergeschehen nichts Gutes verheißt. Der Flugzeugführer möchte aber unbedingt nach Schweinfurt zurück, weil er eine Verabredung mit seiner Freundin hat. Also starten wir. Wir sehen eine schwarzgraue Wolkenwand die immer näher kommt. Plötzlich sind wir mittendrin. Es ist Nacht und der Schnee hämmert gegen die Maschine, die hin und her geworfen wird und stark vibriert. Nun wird es kritisch. Unser Funklehrer geht selbst an das Funkgerät. Es ist bitterer Ernst! Alles hängt jetzt am Funker, er muß den Weg weisen und den Flugplatz finden.

Erst versucht er eine Peilung von der Flug-Sicherungs-Hauptstelle zu bekommen. Auch muß die Maschine angemeldet werden. Die Bodenstelle hört uns scheinbar noch gut, während Unteroffizier Wilke nichts mehr mitbekommt. Der Pilot verlangt dringend eine Standortbestimmung, aber es klappt nicht. So fliegen wir blind im Sturm und Schnee und sind nach Schätzung des Piloten, schon weit über Schweinfurt hinaus. Es wird uns langsam komisch zu Mute. Unteroffizier Wilke bekommt einen hochroten Kopf, die Verzweiflung steht ihm ins Gesicht geschrieben. Ich höre den ganzen Sprechverkehr in der Maschine mit und weiß, daß es jetzt um Leben und Tod geht. Schließlich steht Wilke auf, zieht die Kopfhabe herunter und wirft sie auf den Boden. Aus - Schluß. Er setzt sich völlig apathisch auf die Seitenbank und läßt den Kopf sinken.

Kurz entschlossen gehe ich ans Gerät. Der Pilot verlangt dringend eine Richtungspeilung, auch ihm wird es langsam zu gefährlich. Draußen ist es stockdunkel und der Schnee stampft gegen die Maschine. Ich weiß nicht warum, aber ich bin seelenruhig. Ich suche den Sender, da kommt auch schon Antwort. Dann verlange ich ein qdm, gebe Peilzeichen und bekomme prompt die Richtung zum Flugplatz. Zur Sicherheit verlange ich ein zweites qdm, es klappt. Wir sind schon weit über Schweinfurt hinaus und müssen umkehren. Immer wieder hole ich qdm's und dann kommt das qfg - die Maschine ist über dem Flugplatz. Alle atmen erleichtert auf, aber wir sind noch in der Luft, der schwierigste Teil steht uns noch bevor.

Bei Blindlandungen gibt es viele schwere Unfälle. Bei Nacht,

Sturm und Schneetreiben wie wir es heute bei diesem Flug mitmachen hoffen wir aber, daß wir gut runter kommen. Wir versuchen nach dem qgx - Verfahren mit ZZ zu landen. Ich gebe dem Piloten die Daten von der Bodenstation, er errechnet den Kurs.

Erster Anflug, da kommt JJ - durchstarten, zu weit von der Landebahn entfernt - Vollgas und noch mal hoch. Die Bodenstation gibt mir Instruktionen im Klartext durch, die ich dem Piloten weitergebe. Nun qms. - Anflugschneise - ich juble, genau auf Kurs, es muß gelingen. Aber noch haben wir keine Signale von der Bake bekommen, die wir empfangen wenn wir sie überfliegen, etwa drei Kilometer vom Platz entfernt ! Da kommt von der Bodenstation mo und qfg - Ost! Ein verhängnisvoller Irrtum!

Wenn Maschinen ohne Sicht landen müssen heult eine Sirene, dann dürfen auf und um den Flugplatz keine Motoren laufen. Am Ende des Platzes horcht ein Mann nach der anfliegenden Maschine. Sobald er Motorengeräusche hört, gibt er dies telefonisch dem Kontrollturm durch. Aus Erfahrung weiß man, daß in etwa 3 Kilometer Entfernung ein Flugzeug zu hören ist. Diese Meldung gibt der Kontrollturm an mich weiter.

Die Durchgabe der Bodenstation MO = Motorengeräusch und - qfg-ost sie kommen vom Osten zum Platz, gebe ich dem Piloten weiter. „Das kann doch gar nicht sein, wir sind doch noch mindestens zehn Kilometer vom Platz entfernt!“ brüllt er ins Mikrophon. Es ist unser Verhängnis, der Pilot glaubt der Meldung mehr als seinen eigenen Berechnungen und sagt: „Landeklappen raus und runter.“ Das ist das Letzte, was ich noch mitbekomme.

Als ich wieder zu mir komme umgibt mich eine Totenstille. Mein erster Gedanke ist schnell raus, wir sind verunglückt. Brennt die Maschine, dann ist es aus. Ich schnalle mich los und falle herunter, die Maschine liegt auf dem Kopf. Die Bodenlade ist nun oben Gott sei Dank, so können wir Unteroffizier Wilke, Hafner der Bordmechaniker und ich aussteigen. Wir sind verhältnismäßig glimpflich davon gekommen. Nur vorne in der Kanzel hören wir ein Wimmern.

Die Kanzel ist verbogen und zersplittert. Wir versuchen die Zwei herauszuholen, aber keine Chance. Es ist Nacht und schneit. Wir schießen Leuchtraketen hoch, aber wer wird sie sehen bei diesem Wetter.

Wir rufen um Hilfe, es regt sich nichts. So beschließen wir, da ich am wenigsten lädiert bin nach Hilfe zu suchen. Ich gehe erst um die Maschine, sie sieht böse aus. Die Tragflächen sind weg, ebenso die Motoren und das Heck des Rumpfes sind abgebrochen. Die Maschine hat Totalschaden, nur Kanzel und Innenzelle sind einigermaßen erhalten.

Ich marschiere los, komme nicht weit, da sehe ich einen Schatten vorbei huschen. Ich rufe: "Hallo, ist da jemand?" Es meldet sich ein Mann der mir erzählt, daß das ganze Dorf den Krach des Absturzes gehört hat. Die Leute im Dorf haben Angst, sie glauben, daß es ein feindliches Flugzeug sei. Der Mann hat sogar schon das Militär verständigt, Hilfe war also schon unterwegs. Die beiden eingeklemmten Piloten sind schwerverletzt, kommen aber mit dem Leben davon.

Was ist passiert? Tatsächlich sind wir noch zehn Kilometer vom Platz entfernt gewesen, als die Bodenstation uns irrtümlich MO=Motorengeräusch im Osten durchgab. So sind wir auf einer Anhöhe mit voller Geschwindigkeit auf den Boden gekommen, und die Maschine zerschellte.

Drei Tage später sehe ich die Maschine auf einem Güterwagen. Nicht zu glauben, daß wir da lebend heraus gekommen sind.

Wie konnte das geschehen, was lief falsch? Eine andere Maschine vom gleichen Typ war diese Nacht auch unterwegs. Nachdem bei ihnen der Funkverkehr nicht mehr klappte, sprang die ganze Besatzung mit dem Fallschirm in die stockdunkle Nacht hinein. Alle kamen sie glücklich auf dem Boden an. Nur einer hatte den Arm gebrochen, er wollte nicht springen, hielt sich an der Maschine fest und wurde mit Gewalt hinaus geworfen.

Diese Maschine flog unkontrolliert durch die Gegend, und ist gerade in dem Moment unserer Landung in der Nähe. Ihre Motoren hörte der Mann am Flugplatzende und meldete - Motorengeräusch im Osten, das irrtümlich nun an uns weitergegeben wurde! Für uns war es sehr verhängnisvoll! Gott sei Dank sind wir alle mit dem Leben davon gekommen. Das ist, man muß schon sagen, fast unglaublich! Ich habe meine Sache gut gemacht.

Als ich auf mein Zimmer komme, ist mein Spint versiegelt. Sie haben erfahren, daß die Maschine überfällig ist und mit dem Schlimm-

sten gerechnet werden muß. Mein bester Freund Ernst sitzt auf meinem Bett und weint! Wir konnten uns früher kaum ausstehen, als wir aber feststellten, daß wir eines Glaubens sind, wurden wir die besten Freunde.

Einige Tage komme ich zur Beobachtung ins Revier. Ernst besucht mich fast jeden Tag und betreut mich wie eine Mutter ihr Kind!

Acht Tage später bin ich schon wieder zum Fliegen eingeteilt. Nach zwei Stunden Flug schlagen aus einem Motor plötzlich Flammen. Der Pilot kann das Feuer löschen, da bei den Motoren Feuerlöscher eingebaut sind. Kurz darauf brennt es wieder und wir müssen unverzüglich landen. Ein Glück, daß wir nicht zu weit vom Flugplatz entfernt sind. In diesen Tagen stürzen zwei weitere Maschinen ab und wieder keine Überlebende.

Auf den Stuben sind wir alle gute Freunde und Kameraden. Leider ist es oft so, daß wenn man sich eingelebt hat und aneinander gewöhnt ist, bald wieder getrennt wird. Entweder durch Versetzung, oder einfach durch Umverlegung innerhalb der Stuben. Der Dienst ist nicht immer todernst. Es gibt auch oft schöne Stunden wo wir unseren Spaß haben, und herzlich lachen können.

Als ich einmal UvD-Unteroffizier vom Dienst bin, habe ich die Kompanie morgens um fünf Uhr zu wecken. Die ganze Nacht bin ich wach, bediene das Telefon und habe verschiedenes zu erledigen. Es muß etwa kurz vor fünf Uhr gewesen sein, als ich eingeschlafen bin. Wir sind hier eine riesengroße Kompanie mit einigen hundert Soldaten, und ich als UvD schlafe ein! Ich weiß nicht wer mich geweckt hat? Schlag fünf Uhr wache ich auf! Mir bleibt nur noch Pfeife in den Mund, in den Flur hinaus und mit schrillum pfeifen der Ruf: "Kompaniiiiiiiiiiii aufstehnnnnn!" Was wäre mir wohl geschehen, hätte ich die Kompanie nicht geweckt?!

An Sonntagen gehen wir oft in der Umgebung spazieren. An einem schönen sonnigen Sonntag sind wir gerade unterwegs, als plötzlich die Sirenen aufheulen. Von einer Anhöhe aus sehen wir auf den Flugplatz, der voller Maschinen steht. Wir hören Motorengeräusche und schon kommen aus der Sonne heraus die - Tiefflieger. Zunächst denken wir, daß es unsere Jäger sind, da unsere Flak keinen einzigen Schuß abfeuert. Plötzlich fangen die Tiefflieger an aus allen Rohren zu

schießen. Fünf unserer Flugzeuge gehen in Flammen auf. Mit einer S-Kurve ziehen die feindlichen Flieger wieder ab, und erst jetzt beginnt unsere Flak zu schießen, leider zu spät!

Es ist der 25.11.1943 an diesem Tag sollen unter anderem unsere zukünftigen Piloten in gefährliche Fluglagen eingewiesen werden. „Gefahrenweisung!“ An Bord sind wir sieben Personen. Funker Hafner und ich, zwei zukünftige Flugzeugführer, Fluglehrer Frank, ein Bordmechaniker und Unteroffizier Horch. Dieser fliegt nur mit um für seine Mutter Bohnenkaffee und Schokolade zu verdienen. Bald ist Weihnachten und er will seiner Mutter damit eine Freude machen. So sind wir sieben Mann an Bord und keiner ahnt, was geschehen soll. Wohl warnten mich Kameraden, wenn du mit Unteroffizier Frank fliegst, schnalle gleich den Fallschirm um, er ist ein tollkühner Flieger.

Sofort nach dem Start kommen wir in dunkle Wolken. Nach einiger Zeit Steigflug wird es immer heller, und plötzlich sehen wir einen strahlend blauen Himmel! Bis 2000 Meter gehen die Wolken, die jetzt wie eine herrliche Schneedecke unter uns liegt. Ein wunderschönes Gefühl über den Wolken zu schweben und darüber der unendlich blaue Himmel. Wir steigen auf 2800 Meter und fliegen nach Eigenpeilung. Nach etwa eineinhalb Stunden fällt das Peilgerät aus. Unteroffizier Frank gibt durch: "Jetzt fliegen wir Gefahrenweisung!" Witze fallen hoffentlich hat jeder seinen Spuckbeutel dabei! Zunächst steigen wir auf 4000 Meter. Alle sind angegurtet, aber keiner hat den Fallschirm umgeschnallt.

Jetzt ist Unteroffizier Frank in seinem Element und zeigt, was er für ein Teufelskerl ist. Es geht hoch was die Motoren hergaben bis die Tragflächen vibrieren, dann läßt er die Maschine links oder rechts abschmieren. Es geht rauf und runter, kreuz und quer. Bei den Piloten wird jetzt gewechselt, mein zukünftiger Flugzeugführer ist nun am Steuer. Was für Figuren sie fliegen weiß ich nicht. Es dreht sich alles, mal ist der Himmel oben, mal unten, mal rechts oder links. Die Maschine droht zu zerbrechen, so kam es mir wenigstens vor. Mein Zukünftiger winkt mir immer wieder zu und will mir sagen, was wir doch für Kerle sind. Oder - unheimlich - wie wir fliegen! Kein Wort wird mehr gesprochen, allen sitzt die Angst mehr oder weniger im Nacken. Ganz sicher, hätte jetzt einer in die Hose gemacht, wäre es nicht mehr in der Hose, son-

dern im Nacken!

Endlich ist der Spuk vorbei. Ruhig fliegen wir in der Abendsonne Richtung Schweinfurt. Alle haben erleichtert aufgeatmet. Bis dahin hat keiner den Fallschirm um.

Mir kommt plötzlich der Einfall den Fallschirm einmal umzuschnallen. Hafner neben mir schaut mich an und fragt, warum? Was soll ich antworten, ich weiß es ja selber nicht. So sage ich nur mal anprobieren! Die Gurte sitzen, wie für mich eingestellt. Die Maschine fliegt ruhig und ohne irgendwelche Probleme.

Eben will ich den Schirm wieder ablegen, da schmiert die Maschine nach links ab. Was ist los? Noch eine Übung? Keiner sagt etwas. Ich schaue zum Fenster hinaus, die Wolken drehen sich im Kreis. Will Unteroffizier Frank noch mal sein Können zeigen, uns ein Husarenstück vorführen? Ich sehe meinen zukünftigen Flugzeugführer an der Trimmung drehen. Was hat das zu bedeuten? Noch bin ich angeschnallt und auf meinem Sitz, sehe die Wolken rasend schnell auf mich zukommen. Da steht der Bordmechaniker, der vor mir sitzt auf, und tastet sich zur Kanzel vor.

Mit großen, aufgerissenen Augen kommt er gleich wieder zurück, reißt den Fallschirm an sich um ihn umzuschnallen. Auch sein Nebensitzer schnallt den Fallschirm mit verzerrtem Gesicht und hastigen Bewegungen um, ohne irgend etwas zu sagen oder anzudeuten. Hafner sitzt totenblaß auf seinem Sitz und regt sich nicht. Mein einziger Gedanke ist — raus — die Maschine stürzt ab! Einen Moment aber war ich unsicher, träume ich, oder ist es ein böser Alptraum?

Unerklärlich, ich spüre im Innersten, daß ich davon komme. Wieso??? Gibt es doch noch Wunder? Ich schnalle mich los, deute mit dem Daumen nach unten haltend zu Hafner —, „RAUS“ taste mich nach hinten zur Bodenlade. Da sitzt Unteroffizier Horch im Sessel des MG - Schützen und schläft. Ich stoße ihn an und deute auch ihm „Schnell RAUS“ und schon reiße ich die Bodenlade auf. Ein unheimlicher Windzug bläst herein, hebt die Motorabdeckplanen von hinten hoch und wirft sie auf die Lade. Was tun? Wegräumen oder einklemmen? Keine Zeit, ich klemme sie mit der Lade an die Wand. Hinter mir kommen die Zwei, die sich in der Kanzel erkundigt haben, was mit der Maschine los ist — auch zum Absprung bereit.

Ich springe, spüre an Kopf und Arm einen Schlag, dann verliere ich das Bewußtsein. Es kann nur ganz kurz gewesen sein, ich komme wieder zu mir und sehe mich im Geist überschlagen, und durch die Luft fliegen. Ich weiß, ich muß einen Griff ziehen damit der Fallschirm aufgeht.

Während der Ausbildung sind wir nie abgesprungen, haben es nie geübt! Jetzt geht es um unser Leben! Es schlägt mir fast den Atem von dem starken Wind und ich bin wie betäubt. Wo ist der Griff? Da leuchtet etwas auf, fast wie ein Blitz, das muß der Griff sein! Ein Zug, ein Ruck und über mir bläht sich der weiße Fallschirm auf, unter mir sehe ich einen Fluß, es ist der Main!

Jetzt sehe ich am anderen Ufer eine Stichflamme, das ist unsere Maschine die dort zerschellt! Es wird mir klar, ich habe keinen Alptraum, es ist eine furchtbare Wirklichkeit! Ich schwebe über dem Main und fürchte zu ertrinken. Mein Versuch den Fallschirm zu lenken nützt nichts, doch der Wind treibt mich über ein Haus auf eine Wiese, auf der ich lande.

Zuerst löse ich den Fallschirm. Blut läuft mir von der Nase. Die Kopfhaube und die Pelzstiefel hat mir der Wind während des Sturzes vom Leib gerissen. So steh ich barfuß wie ein armer Sünder, raffe den Schirm zusammen und gehe in Richtung Straße. Am anderen Ufer des Mains steigen dicke, schwarze Rauchwolken in den Himmel. Von meinen beiden Vordermännern, die nach mir zum Absprung kamen, sehe ich nichts. In meinem Kopf dreht sich alles. Warum sind wir abgestürzt? Warum hat niemand etwas gesagt? Die Übungen waren doch schon abgeschlossen?!

Als mich ein Autofahrer am Straßenrand sieht, hält er an, läßt mich einsteigen und bringt mich zum Flugplatz.

Langsam komme ich wieder zu mir. Als wir Drei aus der Maschine sprangen, muß die Maschine schon sehr nahe dem Erdboden gewesen sein. Als mein Fallschirm sich öffnete, war ich vielleicht noch 150 Meter hoch! Der Absturz ereignete sich bei Wohnfurt/Haßfurt am Main.

Blutend und ohne Schuhe komme ich ins Revier, ja weiß denn noch niemand hier von dem Absturz? Der Stabsarzt empfängt mich mit den Worten: „Ja Philipp, was ist denn jetzt schon wieder los?“ Am

Abend kommt er zu mir und bestätigt, daß alle anderen sechs Kameraden tot sind. Die zwei Kameraden, die nach mir abgesprungen sind, brachten den Fallschirm nicht mehr auf. Mich schüttelte es bei dem Gedanken, daß nur ich mit dem Leben davon gekommen bin! Warum gerade ich? Nie habe ich erfahren, warum wir so urplötzlich und ohne irgendeine Vorwarnung abgestürzt sind.

Ernst kommt mich wieder jeden Tag besuchen, auch Egon und einige andere Kameraden. Innerhalb von 14 Tagen bin ich nun zweimal dem Tod von der Schippe gesprungen. Warum ich? Es beschäftigt mich immer wieder! Natürlich betet unsere Mutter für ihre zwei Söhne, aber das taten viele andere Mütter auch. Und warum war ich während des Absturzes so sicher, daß mir nichts passiert? Es hing doch alles nur an einem seidenen Faden. Auf jeden Fall sollte es nicht sein, ich lebe!

Am nächsten Abend ertönt schon wieder die Blindlande-Warnsirene, wieder steht eine Schlechtwetterlandung bevor. Etwas später im Revier, ich bin gerade im Flur, tragen sie ein blutverschmiertes Bündel herein. Als ich das sehe, wanke ich fast ohnmächtig in mein Bett zurück.

Schon wieder ist eine Maschine abgestürzt. Fünf Tote sind zu beklagen. Oberfeldwebel Timm, ein Hüne von einem Mann beherrschte die Maschine wie aus dem FF. Wenn ich mit ihm geflogen bin fühlte ich mich sicher. Kurz vor der Landung sind sie in eine Böschung gerast. War doch Sabotage im Spiel? Hier ist es fast schlimmer als an der Front!

Das Geschehen der letzten vierzehn Tage hat mich doch sehr mitgenommen. Ich habe oft Herzschmerzen, es klopft so schwer in meiner Brust, daß ich jeden Moment denke, es müßte zerspringen. In der Nacht wälze ich mich hin und her. Komm ich zu mir, bin ich wie im Schweiß gebadet. Schließlich hat man mir zwei Wochen Urlaub bewilligt. Ich freue mich sehr darüber, doch kann ich zu Hause nicht viel unternehmen. Mein Herz hämmert schon bei der leichtesten Belastung. Der Urlaub wird verlängert. Als ich nach Weihnachten die Kaserne betrete, wird gerade umgezogen! Warum? Da hat man sich an die Stubenkameraden gewöhnt und schon wird man wieder getrennt. Wahrscheinlich deshalb, daß sich keine Cliquen bilden. Ich komme zu Egon auf's Zimmer.

Meine Kameraden sind jetzt fertig ausgebildet und stolze Bordfunker. Sie sind den Einsatzkommandos zugeteilt. Ich habe drei Wochen nichts zu tun- man gönnt mir noch etwas Ruhe.

Hauptmann Gruner bestellt mich zum Rapport. Er will erst wissen wie es zu den Abstürzen gekommen ist. Er läßt sich alles erzählen und erklären. Schließlich kommt er zur Sache. "Gefreiter Philipp, sie müssen wieder fliegen, wir brauchen jeden Mann!" (Ich bin nicht mehr begeistert vom Fliegen, die zwei Abstürze haben mich doch ziemlich mitgenommen.) Ich erbat mir aber vorerst nur mit der JU 52 fliegen zu dürfen. Das sprach er mir zu. Ansonsten ist er sehr nett zu mir, obwohl er mir einige Wochen zuvor 2 Tage Arrest aufgebremst hat. Ich habe mich einmal drei Tage nicht zum Dienst gemeldet und durch Zufall wurde ich vom Spieß erwischt.

Immer wieder und stundenlang werde ich als Ausbilder zum Fliegen eingeteilt. Hat die Maschine eine gewisse Höhe erreicht, wird es mir schwindelig und mein Herz beginnt zu rasen. Ich habe kein Vertrauen mehr zur Fliegerei, denn zu tief sitzt der Schreck noch in meinen Gliedern.

Einmal bin ich mit dem schlechtesten Flugschüler in der Luft. Alle warnten mich und meinten, daß der nur fliegen darf, weil er schon ewig Soldat ist. Er ist Oberfeldwebel, und mir nicht unsympathisch. Gleich nach dem Start kommen wir in ein Schneegestöber, es geht ziemlich turbulent zu. „Ob wir kehrt machen, wollte er von mir wissen?“ Mir war es recht, nach 40 Minuten sind wir wohlbehalten wieder auf dem Flugplatz.

Mit ganz jungen Pilotenanfängern bin ich eines Tages eingeteilt. Ich fühle mich ihnen gegenüber schon als alter Hase! Wir fliegen ohne Fluglehrer und bekommen die Weisung, auf keinen Fall in die Wolken hinein zu fliegen. Sie sind im Blindflug noch nicht ausgebildet. Nach einer Weile bilden sich unter uns Wolken. Ich mahne sie, nicht in die Wolken zu fliegen, denn auch die Funkgeräte in der Maschine sind defekt und nicht zu gebrauchen. Jetzt kommen Wolken über uns auf, und wir fliegen zwischen den Wolken. Doch plötzlich sind wir mitten in der Suppe, alles ist weiß um uns herum.

Nach einiger Zeit im Blindflug werden die Piloten nervös. Ich sitze auf meinem Funksitz, als ein Ruck durch die Maschine geht. Hell-

wach, wie ich in gefährlichen Situationen immer bin, stehe ich auf und gehe zu ihnen in die Kanzel. Die beiden Flugschüler starren wie gebannt aus den Fenstern, auf die weiße Nebelwand! Ein Blick auf den künstlichen Horizont zeigt mir, daß sich die Maschine in einer Schräglage befindet. Ich deute darauf und schnell verbesserten sie die Fluglage.

Ich bleibe bei ihnen stehen. Ein ungutes Gefühl sitzt mir im Nacken. Wo sind wir? Höher wollen sie nicht fliegen, da sie Angst haben noch mehr in den Schlammassel zu geraten. So fliegen wir eine ganze Zeit blind, auf Gottvertrauen, was aber in diesem Fall sträflicher Leichtsinn ist. Endlich kommen Wolkenlöcher, Gott sei Dank, wir fliegen umgehend heim. Als ich aussteige atme ich erleichtert auf.

Wieder einmal wird auf den Stuben umgezogen. Wir sind nun 8 Mann im Zimmer und kommen gut miteinander aus. Ein schneidiger, etwas klein gewachsener Kamerad ist unser „Knilch.“ Er hat ständig Streitereien mit einem Unteroffizier, den wir wegen seines etwas komischen Aussehens „Kohlenklau“ nennen. Aus Wut wünscht Knilch diesem Kohlenklau alles, nur nichts Gutes.

In einer Nacht schieben Knilch und ich zusammen Wache. Wir unterhalten uns über alles Mögliche. Knilch sagt mir, daß er an keinen Gott mehr glaubt gibt aber zu, daß es ihm als Junge nach der Beichte immer sehr viel wohler ums Herze war.

Nach einigen Tagen danach kommt unser Knilch wutentbrannt ins Zimmer gestürmt, flucht und verfluchte den Unteroffizier "Kohlenklau." Dieser hat ihm übel mitgespielt. „Dem wünsche ich, daß er abstürzt, damit ich endlich meine Ruhe habe.“ Ich ermahne ihn, keinen so schrecklichen Fluch auszusprechen. Er wird aber noch zorniger stampft mit dem Fuß, wiederholt den Fluch und fügte noch hinzu und wenn es mich selber trifft. Ich wünsche ihm, daß er abstürzt und dabei ums Leben kommt! Eine Woche später ist er und Lire aus unserer Stube zum Fliegen eingeteilt. Wir machen uns große Sorgen um die Beiden da es schon Nacht ist, und ein Sturm geht. Bei der Flugleitung fragen wir nach. Diese berichten uns, daß die Siebel L 204 um 14 Uhr zurück sein sollte, seither herrscht Funkstille.

Anderntags kommt die Meldung Siebel L 204 ist abgestürzt. Fünf Tote und ein Schwerverletzter sind zu beklagen. Unser Knilch und Lire sind bei den Toten! Das hat uns besonders schwer getroffen. Die Trä-

nen sind uns sehr nahe, wieder zwei Kameraden die aus unserer Mitte gerissen wurden. Lange beschäftigt mich Knilchs ausgesprochener Fluch. War es Zufall oder eine unterschätzte, schreckliche Macht?

Ob Hitler noch an den Endsieg glaubt? Auf jeden Fall hat er den Krieg entfacht, der jetzt unheimliche Ausmaße nimmt. Als mit der Zeit viele Menschen merken wohin die Reise geht, ist es zu spät. Wer gegen Hitler ist spielt mit seinem Leben. Jetzt müssen Millionen Menschen sterben und noch mehr Menschen ungeheure Leiden auf sich nehmen. Allerdings hat der Versailler-Vertrag von 1919 schon den Keim für den zweiten Weltkrieg gelegt.

Als wir wieder einmal mit der guten alten JU 52 unterwegs sind, kommen drei kleine Punkte auf uns zugerast. Sind es feindliche Jäger, die schon überall im Lande auftauchen? Wir wären natürlich verloren, war doch nichts an Bord mit dem wir uns hätten verteidigen können. Gott sei Dank, es sind deutsche Flieger. Sie fliegen an uns vorbei und grüßen mit den Tragflächen.

Mein Herzrasen und das Schwindelgefühl hört nicht auf. Ich bin zur Untersuchung ins Luftwaffenlazarett nach Frankfurt beordert, zusammen mit Kamerad Bauer, der Magen und Nierenbeschwerden hat. Am Vormittag sind die Untersuchungen, der Nachmittag steht uns frei zur Verfügung.

An einem schönen sonnigen Tag bummel ich durch die Innenstadt. Plötzlich heulen die Sirenen — Fliegeralarm! Wenig später höre ich das mir schon bekannte Brummen in der Ferne. Ich komme an einen Luftschutzbunker und will dort Schutz suchen. Mir wird der Einlaß aber verwehrt! Der Bunker ist nur für Zivilisten! So stehe ich außen am Abgang zum Bunker und sehe die feindlichen Flieger kommen. Die Bomben fallen in einiger Entfernung. Wie viele hat es wieder getroffen und Elend gebracht? Hier wird ein Krieg geführt gegen Frauen, Alte und Kinder.

Die drei Wochen in Frankfurt sind schnell vorbei, und schon sind wir wieder in Schweinfurt. Eine dicke Akte die ich vom Lazarett mitbringe gebe ich auf der Schreibstube ab. Vierzehn Tage später erfahre ich, das dieses Lazarett, in dem wir untersucht worden sind, zwischenzeitlich in Schutt und Asche liegt.

Ein halbes Jahr "fliegeruntauglich" steht in meinem Soldbuch. Vorerst ist für mich die Fliegerei zu Ende.

Der Kompanie-Chef will mich gerne als Stammfunker einsetzen, und ist über den ärztlichen Befund enttäuscht. Ich selber bin froh, denn ich habe keine Lust mehr in ein Flugzeug zu steigen.

Nun bin ich der Werkstatt zugeteilt und komme in ein Milieu, daß ich mir schon immer sehnlichst gewünscht habe. Es ist die Elektrotechnik! Nebenher baue ich ein Radio aus alten Röhren im Verein mit Unteroffizier Pfeifer. Mit ihm diskutiere ich oft, doch unsere Weltanschauung geht weit auseinander.

Zur Zeit beherrschen Amis und Engländer den Luftraum über Deutschland, und es ist laufend bei Tag und Nacht Fliegeralarm.

Luftgefahr — Sieben — tönt es eines morgens durch's Telefon — Teppichalarm — starke Verbände sind im Anflug, Fliegerhorst räumen. Als ich im Sturmschritt über den Zaun nach draußen flüchte, sind sie schon über uns. Ich spüre wieder das bummern und rufe einer Frau zu, die mit ihrem Kind im Arm auch flüchtete, sich hinzulegen. Ganz in der Nähe schlagen Bomben ein. Auch der Flugplatz ist getroffen. Der große Teil der Bomben fallen aber hinter dem Platz ins Feld. Schweinfurt ist dagegen wieder schwer getroffen, es brennt lichterloh.

Nur für kurze Zeit können wir aufatmen, schon kommen die nächsten Geschwader. Den ganzen Angriff erlebe ich aus einiger Entfernung. Erst setzen sie Christbäume die das Ziel markieren, dann hagelt es Bomben, Welle auf Welle. Mein Gott, kann das ein Mensch noch aushalten? Den Luftdruck der fallenden Bomben spürt man deutlich. Der Kriegsschauplatz ist nun mitten in Deutschland. Niemand und nirgends kann man sich sicher fühlen. Noch nach Stunden explodieren die Zeitzünder-Bomben.

Trotz der großen Not im ganzen Land, siegt Göbbels lustig weiter. Er macht seine Propaganda über die Wunderwaffen die schon überall bereit stehen, um den bösen Feind zu besiegen!

War nachts Alarm haben drei Mann aus unserer Stube ein MG am Flugplatzrand zu besetzen, und den Befehl, auf eventuelle Tiefflieger zu schießen. Es kam aber nie dazu.

An einem Tag, wir stehen gerade an einem Hangar, kommt eine

He 177 eine unserer größten Maschinen angefliegen, und setzt zur Landung an. Die Landebahn ist für diese Maschine viel zu kurz. Beim ersten Versuch startet der Pilot durch, er ist schon über die Mitte der Bahn hinaus. Beim zweiten Versuch dasselbe -- durchstarten. Beim dritten Mal, er war schon wieder in der Mitte der Landebahn, doch jetzt setzt er zur Landung auf! Vielleicht geht der Sprit zu Ende und er mußte herunter. Er rollt --- und rollt -- über die Landebahn hinaus. Dort steht ein zweigeschossiges Haus und die Maschine rolltmitten hindurch. Das Gebäude fällt wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

Die Piloten überleben, sie sind nur leicht verletzt. Ob in dem Haus Menschen gewohnt haben, konnten wir nicht erfahren. Wenn ja, haben sie bestimmt nicht überlebt!

Dann kommt die Meldung, daß eine zweite Maschine des gleichen Typs auf der Flucht vor feindlichen Jägern ist. Sie fliegt im Tiefflug und wird versehentlich von der eigenen Flak abgeschossen. Auch solche Dinge passieren und es stimmt uns traurig.

Ich möchte noch eine Begebenheit erwähnen, die ich im Kurzurlaub vom 11.4.-15.4 1944 zu Hause erlebe. Ich stehe in der Wurstküche neben meinem Vater, als durch die Hintertür Herr Spiro, ein Jude aus der Stadt hereinkommt und um etwas Essen bittet. Einen Moment erschreckt er, und ehrlich gesagt ich auch als wir uns sahen, doch er bleibt.

Alles geht auf Marken und meine Eltern sind ständig im Rückstand. Sie liefern zu wenig Marken ab und werden dafür schon gemahnt. Trotzdem macht mein Vater ihm ein Päckchen zurecht, gibt es ihm und Herr Spiro bedankt sich herzlich. Wie oft er kommt weiß ich nicht, aber heute noch bin ich dankbar, daß mein Vater geholfen hat ohne sich lange zu besinnen. Das ganze Elend, das über diese Menschen gekommen ist, erfuhr man erst nach dem Krieg! Wäre mein Vater angezeigt worden, hätte es schlimme Folgen gehabt.

Am 1.5.1944 werde ich zum Obergefreiten ernannt! Eigentlich hätte ich Unteroffizier werden sollen, doch das Geschehnis der beiden Abstürze hat mich aus der Bahn geworfen.

Hauptmann Gruner bietet mir an Funkgerätewart zu werden. Ich bin begeistert und sage sofort zu, denn das ist auch schon lange mein

Traum! Jetzt muß ich wieder einen Lehrgang besuchen. So kommt meine Versetzung, das heißt Adieu Schweinfurt und die Trennung von guten Freunden und Kameraden. Damit ist auch meine Bordfunkerlaufbahn beendet. Nächste Station ist die 10. Schülerkompanie der L.N.S. Nordhausen

Mit Sack und Pack kommen ein Kamerad und ich in Nordhausen an. Zunächst kehren wir in eine Gaststätte ein und trinken ein Glas Bier. Wir freuen uns ein wenig Freiheit zu genießen. Kaum sitzen wir, kommt eine Militärstreife die uns kontrolliert. Wir sollen möglichst schnell in die Kaserne gehen. Aus der Traum vom Glück, der Krieg hat uns wieder. Immer und überall wird man kontrolliert. Auf Bahnhöfen, Straßen, Gaststätten, nirgendwo kann man vor ihnen sicher sein!

Hier in Nordhausen ist alles überbelegt! Drei Betten übereinander, ich liege fast an der Decke! Einen Spind habe ich auch nicht. Meine Sachen liegen offen herum. Der Stimmung nach ist es hier wie in einem Straflager. Unsere Hoffnung ist, von hier bald wieder wegzukommen!

Auf dem Flugplatz entdecke ich eine der angekündigten Wunderwaffen! Eine JU 88 und darauf Huckepack eine ME 109. Mit ihnen sollte ich an der Front noch einmal Bekanntschaft machen.

Gott sei Dank, schon nach drei Tagen kommt die Versetzung zur 10. Schülerkompanie nach Pocking in Niederbayern! Es ist ein ganzer Zug, ich werde als Unteroffiziers - Anwärter und Obergefreiter zum Zugführer ernannt.

Mai 1944 L. N. S 3/10 Schüko Pocking 2.

Funkgerätewart- Schule.

In Pocking Niederbayern ist es schön. Gute Unterkunft und gutes Essen. Einige Tage sind wir hier, und hören die Nachrichten im Radio, daß englisch - amerikanische Truppen in Frankreich gelandet sind. Die Invasion hat begonnen, man schreibt Juni 1944. Alles wartet auf den Einsatz der "Wunderwaffen," aber es tut sich nichts! Spannend verfolgen wir anhand einer Karte den Vormarsch der Alliierten Truppen, die nicht mehr aufzuhalten sind. Hitler spricht immer sehr gerne von der Vorsehung die ihn führte. Jetzt hat die Vorsehung ihn verlassen! Das Kriegsgeschehen hat sich gewendet, nun kommt die Front zu uns. Im Osten marschiert die russische Armee immer näher an unsere Grenzen, im Westen und Süden kommen die Truppen der Alliierten. Mein Freund Florian, ein für mich schon älterer Soldat erzählt mir viel über seine bisherigen Erlebnisse. Es sei furchtbar gewesen, was er in Polen einmal gesehen hat. Juden mußten ihr eigenes Grab schaufeln - eine große Grube. Anschließend haben sie sich entkleiden müssen und sind, während sie in die Grube sprangen, erschossen worden. Schon einige Male höre ich von KZ - Lagern in denen scheußliche Zustände herrschen sollen. Zum ersten Mal höre ich jetzt von einem mir absolut glaubwürdigen Augenzeugen, daß Menschen, Frauen, Männer, Kinder, Alte und Junge einfach erschossen werden! Florian sagt die Wahrheit, daran habe ich keinen Zweifel. Es schaudert uns bei dem Gedanken, daß solche Greueltaten von Deutschen ausgehen. Ist diese "Führung" total von Sinnen? Ein Sprichwort lautet: „Wer dem Teufel den kleinen Finger reicht von dem will er die ganze Hand.“ Die solche Unmenschlichkeit befehlen, müssen des Teufels sein!

Unser Unterricht geht von 7 bis 18 Uhr, dazwischen eine Vesper- und eine Mittagspause. Der Gruppenführer heißt Höhnlein. Den Zug muß ich führen und auch mal mit den Jungs exerzieren, was ich aber mehr oder weniger lässig mache.

In der Gegend um Pocking gibt es große Bauernhöfe. Haben wir frei, besorgen wir uns von diesen Bauern etwas Zusatzverpflegung.

Einen kleinen Elektrokoher habe ich mir gebastelt und wir brutzeln mal Spiegeleier, mal Omelett oder auch Pilze, die es in den Wäldern massenhaft gibt.

Wir planen einen schönen Kameradschaft's - Abend. Dafür gehen wir hamstern und bringen viele Eier, Mehl, Zucker und Butter zusammen. Auch an Wein und Bier fehlt es nicht. Einige Torten und Kuchen haben die drei gelernten Bäcker, die unter uns sind, vorzüglich gebacken. Wir sind 24 Mann und haben 20 Mädels eingeladen. Es ist ein netter feucht-fröhlicher Abend!

Erst spät in der Nacht trollen wir angeheitert nach Hause. Unser Kohler, ein Hamburger Jung legt sich unterwegs auf eine Wiese, und steht nicht mehr auf. Erst am Morgen meldet er sich zurück.

Auch in dieser Gegend kommen oft feindliche Bomber. Wir müssen bei Voralarm feldmarschmäßig antreten und ins Feld hinaus marschieren. Ich dachte, dümmer kann man es nicht machen. Immerhin wären wir für die Jagdflieger ein lohnendes Ziel. Schließlich hat man mit den Herren über die Lage gesprochen, und sie wurden einsichtig. Jetzt soll jeder Soldat sich ein Einmannloch graben und bei Alarm hinein schlüpfen! Es könnte zum Grab werden, ist aber besser als in langer Marschkolonne, schwerfällig langsam ins Feld zu marschieren.

Am 20.7.1944 hören wir im Radio die Meldung, daß es ein Attentat auf den Führer gegeben hat! Göbbels Stimme verkündete sofort, daß der Führer lebt! Ist es die Vorsehung die Hitler überleben ließ? Der Raum in dem sich Hitler befand ist stark demoliert. Ein stabiler Tisch hat ihm das Leben gerettet. Das Leiden des deutschen Volkes soll noch kein Ende haben.

Eines Tages treffen bei uns hunderte von Flakhelferinnen aus Frankreich ein. Sie mußten vor den heranrückenden Invasions - Truppen flüchten. Sie bringen Leben und Unruhe in unseren Fliegerhorst. Es dauert nicht lange und fast jeder hat eine Freundin! Auch ich ging mit einem Mädchen spazieren aber es wurde keine Freundschaft.

Ein sportlicher Wettkampf findet eines Tages statt. Von jeder Kompanie nehmen 15 Mann teil. Ein Gepäckmarsch, feldmarschmäßig mit Gewehr, Gasmaske, Stahlhelm und Gepäck im Rucksack. Früh morgens um sechs Uhr marschieren wir los. Am Anfang wird mehr gelau-

fen, als gegangen. Alle strengen sich an, denn jeder will der Erste werden.

Schon bei der ersten Steigung kommen einige bei dem Tempo nicht mehr mit. Ich staune über mich selbst, daß ich gut mithalten kann. Der Marsch geht über 25 Kilometer, bergauf und bergab! Mit der Zeit schmerzen die Füße und der Schweiß rinnt von der Stirn! Nach drei Stunden und 8 Minuten komme ich als Vierter ins Ziel! Völlig vom Schweiß durchnäßt schleppe ich mich in den Duschaum, danach ins Bett. Die Kameraden bringen mir das Essen, daß mir gut bekommen ist.

Wieder, wie schon gewohnt ist um 14 Uhr Fliegeralarm. Meine Kameraden und ich sind flugs aus der Kaserne auf einen LKW gesprungen und im Nu waren wir weg vom Horst. Noch sehr müde von dem morgendlichen Gepäckmarsch lege ich mich etwas abseits in eine Wiese, und schlafe ein. Als ich aufwache bin ich allein, habe die Entwarnung verschlafen und den LKW auch. So muß ich mit meinen wunden Füßen noch mal sechs Kilometer zurückgehen.

Trotz der Schönheiten dieser unberührten Natur und der an und für sich ruhigen Kugel, die wir in Pocking schieben, ersehnen wir das Ende des Lehrgangs. Wir freuen uns auf einen angekündigten Industrie-Lehrgang. Als wir eingeteilt werden meldete sich Florian, Hermann, Bauer und ich nach Zwickau in Sachsen.

Drei Wochen Industrie-Lehrgang. Als wir ankommen staunen wir, unser Quartier ist ein nobles Hotel mit Restaurant, in dem jetzt Soldaten untergebracht sind. Zum Essen bekommen wir gleich am ersten Tag Fisch mit italienischem Salat, es ist etwas Besonderes und recht gut! Das Hotel ist von feinsten Klasse! Ein Zimmer mit fließend kalt und warmen Wasser.

In einem Flugzeugwerk kommen wir zum Einsatz. Hier werden Jagdflugzeuge zusammengebaut. Unsere Aufgabe besteht darin, bei der Montage zuzuschauen und darüber einen Bericht zu schreiben!

Ein Krieg bringt natürlich auch allerhand Unmoral mit sich. So sind Damenbesuche bei den Soldaten gang und gäbe! Als Florian und ich einmal im Lokal sitzen kommen zwei junge Frauen straks auf unseren Tisch zu. Sie wollen uns unbedingt zu sich einladen. Florian ist ver-

heiratet und seiner Frau treu. Wir unterhalten uns, aber verführen lassen wir uns nicht! Die Damen haben sich dann bald verabschiedet, was uns nur recht sein konnte.

Am Tisch neben uns sitzen auch zwei Soldaten. Den einen frage ich, wie es ihm hier gefällt. Erst schaute er mich lange mit großen Augen an, dann bringt er einige für mich komisch klingende Laute hervor. Er hat mich falsch verstanden denke ich, und frage ein zweitesmal dasselbe, etwas lauter. Wieder druckst er rum bis er endlich nach langem Kampf das Wort "Schlecht" aus seinem Mund herausbringt. Da erst merke ich, daß es ein Stotterer ist, der kaum zwei Worte zusammenhängend sprechen kann. Auch sein Kamerad stotterte. Scheinbar braucht die Kriegsmaschinerie jetzt jeden Mann, obwohl für sie das Soldatenleben furchtbar sein muß.

Auf dem Weg zum Flugzeugwerk kommen wir an einer Bäckerei vorbei. Des öfteren kaufen wir uns hier guten Kuchen. Bei der Bäckerfrau habe ich wohl ein Stein im Brett. Sie lud mich einmal zu Kaffee und Kuchen ein, und gibt mir noch einigen Kuchen mit. Wie wohltuend ist doch diese menschliche Geste!

Nach einigen Tagen kommen wir in ein Privatquartier, und bald ist die schöne Zeit in Zwickau vorbei.

Es geht wieder zurück nach Pocking. Hier bekommen wir das Funkwartabzeichen B. Verliehen. Es wurde im Soldbuch eingetragen mit dem Vermerk: Spezialpersonal laut -- usw. Das war am 7.11.1944. Unser Lehrgang in Pocking ist damit beendet. Am nächsten Tag kommt unsere Versetzung nach Köthen /Anhalt zum Funkwart - Ersatzbataillon. Hermann Bauer und mir fällt es jetzt schwer Abschied zu nehmen, von Florian fällt es mir besonders schwer, er war mir ein guter väterlicher Freund.

Kapitel 4

LN. Ers. vers. Rgt. mot .Köthen, Sachsen - Anhalt.

Zunächst müssen wir noch mal nach Schweinfurt um einige Formalitäten zu erledigen. Dort liegt für mich Post vom letzten halben Jahr! Darunter ein Briefchen von Friedl, das von Bombensplittern durchbohrt ist. Ein Wunder, daß die Post überhaupt noch ankommt, bei diesen ständigen Angriffen. Viele Schüler sind zur Infanterie abgeschoben worden. Einige Tage kampieren wir in der Überlandflieger-Stube und verträumen die Zeit. Ein Pilot eines Turbinenjägers ist bei uns auf dem Zimmer. Er erzählt viel von Deutschlands neuester "Wunderwaffe." Wir machen uns unsere eigenen Gedanken darüber und schweigen.

Nach einigen Tagen geht es für uns weiter nach Köthen. Dort angekommen steuern wir zunächst auf ein Lokal! Hunger und Durst hat man ja ständig. Ein Spruch an der Wand fällt mir auf. Er lautet:

Genieße froh, was dir beschieden

Entbehre gern, was du nicht hast

Wir sind im Krieg, und nicht im Frieden

Bedenke dies, mein lieber Gast.

Kaum sitzen wir auf unserem Wertesten, kommen schon wieder Feldgendarmen und kontrollieren. Schon zücken sie bei einem Landser Bleistift und Notizbuch, was hat er wohl verbrochen? Ein Mann neben mir sagt, daß kein Soldat die Kaserne verlassen darf, jeder Ausgang ist streng verboten! Wieder die Mahnung an uns, so schnell wie möglich zum Fliegerhorst zu gehen.

Erst am Abend brechen wir auf. Die 18. Kompanie liegt in Baracken. Was folgt sind Anmeldung in der Schreibstube, zum Spieß (Mutter der Kompanie), zum Furier und zum Zugführer. Es ist der 12. Dezember 1944. Hier in Köthen sollen wir nun warten bis eine Einheit einen Funkgerätewart anfordert. Morgens 6 Uhr ist wecken, 7 Uhr Parole mit einer kurzen Ansprache, dann Unterricht oder hinaus ins Gelände. Viele werden versetzt, aber nicht als Gerätewart, sondern zur Fallschirmtruppe. Weihnachten kommt immer näher, doch an Urlaub ist nicht zu denken. Die Weihnachtsfeier hier findet in der Kantine statt. Es gibt etwas Wein und Gebäck. Als Geschenk bekommen wir ein Buch und einen Rasierapparat. Einige lustige Sketche werden vorgeführt, und das war's dann auch. Es tat weh an Zuhause zu denken, denn nichts und niemand erinnerte sich hier an das wunderbare Geschehen vor bald zweitausend Jahren!

Es ist Abend, wir sitzen alle auf der Stube, da holt der U. v. D. einen Stubenkameraden. Er ist ein Berliner. Wir rätseln, warum er geholt wird? Was war mit ihm? Einige Stunden später kommt er wieder, packt seine Sachen zusammen ohne ein Wort zu sprechen. Er ist bleich und völlig verstört. Ich frage ihn was denn mit ihm geschehen sei. Dann erzählt er, daß er vor einigen Monaten einen ausländischen Nachrichtensender gehört hat. Anschließend sei er in eine Gaststätte gegangen um ein Bier zu trinken. An seinem Tisch hat er dann erzählt was der Sender berichtete, und schimpfte auf Hitler und seinen Krieg. Jemand aus der Runde hat ihn dann angezeigt! Es ist zu einer Verhandlung gekommen, ist aber nur wegen Trunkenheit verwarnt worden. Nach dem Attentat auf Hitler, sind solche Fälle wieder aufgerollt worden. Er kommt jetzt ins KZ! Fürwahr, eine harte Nuß! An diesem Abend sind wir alle sehr deprimiert! Was ist ein Menschenleben zur Zeit noch wert? Keinen Pfifferling!

Nach ca. 3 Wochen kommt meine Versetzung. Zu Viert marschieren wir zum Bahnhof. Brandis in Sachsen (bei Leipzig) ist unser neues Ziel.

6. 1. 1945 /J. G. 400 (Jagdgeschwader)

Ein Oberfeldwebel, ein Feldwebel, ein Funker und ich. Der Oberfeldwebel ist ein Spaßvogel. Die Züge sind übertoll und wir finden keinen Platz. Er juckt und kratzt sich am ganzen Körper und sagt: "Fürchtbar dieses Zeug" und schon machen die Leute uns Platz. Sie fürchteten die Läuse, die wir nicht hatten!

In Brandis angekommen, ist vom Bahnhof zur Kaserne wie üblich ein langer Weg. Begrüßt werden wir in Brandis von einem Leutnant mit den Worten: „Was wollt ihr denn hier, wir haben genug Leute!“

In einem Zimmer ist ein Soldat erkrankt und liegt im Revier. Sein Bett wird mir zugewiesen. Drei Tage essen, trinken, Schach und Mühle spielen, niemand kümmert sich um uns. Wir sind Rädchen in einer Kriegsmaschinerie die nichts zu tun hat, als zu gehorchen. Am vierten Tag werfen sie uns hinaus, ab nach Stargard/Buslar bei Stettin, zum 5. Jagd - Geschwader 400.

Auf der Fahrt nach Buslar bleiben wir zur Übernachtung in Berlin. Am Abend schauen wir uns die zerbombte Stadt an. Wir sind erschüttert, wie ganze Straßenzüge ein Trümmerfeld ist. Daß die Menschen diesen Bombenterror aushalten, ist nicht zu fassen. Doch sind sie alle gezeichnet von der täglichen Todesangst!

Am nächsten Tag fahren wir weiter nach Stettin-Stargard. Inzwischen hat der Russe seine Winteroffensive begonnen. Unsere Truppen müssen sich nun zurückziehen. Aus ist's mit Hitlers Spruch: „Da wo der deutsche Soldat steht, kommt kein anderer mehr hin!“ In Stargard ist der Flugplatz ein einziges Trümmerfeld. Mein Freund Bauer und die zwei Feldwebel bleiben hier, während ich allein nach Buslar fahre.

Mein erster Eindruck in Buslar ist, daß es hier ein gemütlicher Verein ist. Zuerst stopfe ich einen Strohsack, dann suche ich ein Zimmer. Als ich eine Türe öffne springen lauter nackte, für meinen Begriff alte Kerle herum, die sich gerade säubern. Nachdem ich mich bei ihnen vorstelle wählen sie mich gleich als Uffz-. Anwärter zum Stubenältesten.

Mein Dienst ist in der Funkwerkstatt, ich habe aber nichts zu tun.

Unsere Staffel besteht aus ME 163 - Raketenjäger, außerdem stehen Turbinen-Jäger hier. Alles neue Waffen, die aber noch kaum zum Einsatz gekommen sind. Es sind unheimlich schnelle Maschinen. Die Startbahn ist ein Stück Straße von der Autobahn.

Es ist ein bitter kalter Winter und die Startbahn muß oft vom Schnee geräumt werden. Es kam der Tag als die ersten 5 "Dötels", so nannten wir die Raketenjäger, starten sollen. Aufgeregt lief unser Funkmeister hin und her und wir prüften noch mal die Geräte. Er selbst verstand am wenigsten davon. Wir haben von Maschine zu Maschine gesprochen und es klappte. Als die erste Maschine zum Start rollt erschrecken wir, wegen des unheimlichen Lärms! Am Ende der Maschine ist die Düse, die einen mächtigen Feuerstrahl herausschießt. Ich halte mir die Ohren zu als der Pilot Vollgas gibt, anrollt und schnell an Tempo gewinnt. Als sie abhob schoß sie steil in die Höhe, und zog auch schon weiße Streifen am Himmel. Nach 10 bis 12 Minuten war der Kraftstoff verbraucht und im Segelflug landet sie mit großer Geschwindigkeit. Diese Fliegerei ist sehr gefährlich, fast ein Himmelsfahrtskommando.

Wieder ist Fliegeralarm. Der Angriff gilt Stettin. Es ist Nacht, wir schieben zu Zweit Wache am See, um den die Maschinen stehen. Wir können das Feuerwerk über Stettin gut sehen. Aus der sicheren Entfernung ist es für uns ein großartiges Spektakel, doch für die Stadt, Menschen und Tiere ist es ein verheerendes Inferno. Eine Stunde lang dauert der Höllenspuck mit Tod und Verderben! Uns fröstelte, der Schnee knirscht unter unseren Sohlen. Es ist unheimlich, vor Kälte knackte es rundum. Sind gar Sabotagetrupps abgesprungen und schon am Werk? Am anderen Ufer des See's hören wir Schritte. Wir schießen eine Leuchtkugel ab, doch ist nichts zu sehen. Wir reißen die Karabiner von der Schulter und im Sturmschritt laufen wir hinüber ans andere Ufer. Wir durchsuchen jede Maschine. Eine Maschine war aufgedeckt, aber es war niemand da. Nach der Wache meldeten wir den Vorgang. Es wurde nichts unternommen, hat man uns vielleicht kontrolliert?

Ein Unteroffizier und ich müssen eine Dienstreise nach Treuenbrietzen machen um einen Motor abzuholen, der dringend gebraucht wird. Morgens fahren wir mit dem Zug Richtung Berlin und übernachten dort.

Mein Kamerad geht zu seiner Freundin, ich gehe ins Soldaten-

heim. Am nächsten Tag fahren wir weiter nach Treuenbrietzen. Wir holen den Motor, bringen ihn zur Bahn, laden ihn mit einem Hauruck in einen Güterwagen und fahren zurück nach Berlin. Auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin stellen wir den Motor ab. Wir müssen noch mals hier übernachten, was meinem Kamerad nur recht ist. Ich will noch einen kleinen Stadtbummel machen, bin ca. ½ Stunde unterwegs und plötzlich heulen die Sirenen, wieder einmal Fliegeralarm! Die Leute laufen so schnell sie können in die nächsten U-Bahnschächte. Auch ich mache mich auf den Weg dorthin, man fühlt sich da unten einigermaßen sicher. Es dauert nicht lange da hören wir das Brummen der feindlichen Flieger. Eine junge Frau mit ihrem Kind sitzt neben mir, sie fängt an zu schreien: „Gebt doch Ruhe ich kann nicht mehr, gebt doch Ruhe!“ Sie zittert am ganzen Körper. Mir tut sie sehr leid, ich versuche sie zu beruhigen, doch alles Zureden half nichts.

Am Morgen des nächsten Tages machen wir uns auf den Weg zum Stettiner Bahnhof, um den Motor zu holen. Als wir ankommen suchen wir den Motor an der Stelle, wo wir ihn abgestellt hatten. Er war aber nicht da. Wir suchen den ganzen Bahnhof ab, leider vergeblich. Jetzt wird es uns komisch zumute, und suchen auch auf anderen Bahnhöfen, doch vom Motor ist keine Spur. Was sollen wir tun, was geschieht mit uns, wenn wir den Motor nicht bringen? Wir fahren bis Stettin, suchen auch hier den Motor, leider vergeblich-----weiter nach Stargard, nichts! Zurück nach Berlin, nichts! Innerlich ziemlich aufgeregt wieder nach Stettin und Stargard. Von dort rufen wir den Bahnhof in Buslar an. Uns fällt ein riesengroßer Stein vom Herzen als wir erfahren, daß der Motor schon längst da ist!

Es hing eine Karte am Motor - Ziel Buslar! Trotz den Bomben, Toten und unsäglich vielen Verwundeten, die deutsche Reichsbahn funktionierte noch!

Erleichtert fahren wir weiter nach Buslar und melden uns mit dem Motor zurück.

Auf den Bahnhöfen geht es turbulent zu. Ströme von Flüchtlingen sind unterwegs. Sie erzählen grauenhafte Dinge, die sie auf ihrer Flucht erlebten. Viele sind erfroren, vergewaltigt, aufgehängt und nach Russland abtransportiert. Auch viel Militär ist unterwegs nach Rückwärts! Ist die Front schon so nahe? Im Horst herrscht eitel Aufregung. „Der Russe

kommt, alle Maschinen zusammenstellen, sie werden gesprengt! "Gleich darauf: "Alle Maschinen zum Transport herrichten, sie werden mitgenommen!" Ein Kommando jagte das andere. In der Ferne hört man Kanonendonner. In der Nacht sieht man den Feuerschein brennender Ortschaften. Nun ist der Krieg im eigenen Land, und uns schon sehr nahe gekommen! Tag und Nacht arbeiten wir in Kälte und Schnee und bringen Maschinen und Geräte zur Bahn. In Altdamm wird alles verladen, dabei hätte mich um ein Haar ein LKW in ein Eisengestänge gequetscht. Beim Verladen kommen immer wieder feindliche Flieger und stören den ganzen Betrieb. Als der Zug endlich abfährt, sind wir alle total KO.

In dem Güterwagen haben wir uns so gut es geht eingenistet, aber wir frieren wie die nassen Hunde! Nach einigen Tagen erst landen wir in Salzwedel. Durch Bomben und Tiefflieger ist der Bahnverkehr nun doch stark beeinträchtigt! Für's erste sind wir wieder weit weg von der Front, aber es gibt nirgends mehr Ruhe. Ganz Deutschland ist ein einziger Kriegsschauplatz und die Front ist überall.

In Salzwedel staune ich über die schönen Kasernen und den schönen Fliegerhorst. Jetzt heißt es alles wieder abladen. Gerne hätten wir uns mal gründlich ausgeschlafen, aber der Chef war hart, es muß schnellstens abgeladen werden. Die Maschinen werden in einen nahe gelegenen Wald geschoben.

Wichtig ist für uns Soldaten immer das Essen! Hier ist es gut, aber es gibt zu wenig zum leben und zu viel zum sterben!. Als eines Tages ein Eisenbahnwaggon voller frischem Brot auf der Rampe steht, riecht man es von weitem. Das Wasser läuft einem im Mund zusammen. Trotz Bewachung gelingt es uns einige Laibe zu organisieren! Welch ein Leichtsin! Kopf und Kragen hätte es uns kosten können!

Und immer wieder Fliegeralarm. Wir sollen geschlossen hinaus marschieren, ich schleiche mich allein davon und sonne mich! Tiefflieger kommen immer häufiger. Sie schießen auf alles was sich bewegt. Eisenbahnzüge sind bevorzugtes Ziel, aber auch Bauern auf dem Feld werden gejagt. Als Herr über Leben und Tod hat manchen braven Soldaten der Teufel geritten, und den Unmenschen zum Vorschein kommen lassen!

An einem Nachmittag kommen wieder Bombenverbände. Über

uns gehen die Bombenschächte auf, und wir spüren in den Ohren das Bummern der fliegenden Bomben ---- den Luftdruck! Der Bahnhof von Salzwedel ist das Ziel! Zweimal fliegen sie an. Offiziell gab es bei diesem Angriff 300 Tote und viele Verwundete.

Ganz in der Nähe, etwa einen Kilometer vom Fliegerhorst entfernt, wird ein Personenzug von Tieffliegern angegriffen. Bei uns auf dem Horst stehen einige Jagdflugzeuge bereit. Warum starten sie nicht? Ist kein Treibstoff mehr da oder keine Piloten?

Wieder sind wir im Katastrophen - Einsatz. Bei diesem Einsatz zog ich mir am Fuß eine Verletzung zu. Ein Nagel ist durch meinen Stiefel durchgedrungen, und verletzte mich zwischen den Zehen. Ich schenke der Verletzung wenig Beachtung. Aber der Fuß schwillt an und wird dick, ich komme nicht mehr in den Stiefel. Schließlich gehe ich zum Arzt, dieser verordnet mir drei Tage Bettruhe. Da liege ich nun und habe grausige Schmerzen.

Jede Nacht ist Fliegeralarm, ich kann nicht mehr in den Luftschutzkeller gehen. Jedes Aufstehen bereitet mir unheimliche Schmerzen. Es ist unerträglich. Ich beiß die Zähne zusammen und gehe nochmals zum Arzt. Er überweist mich ins Revier, das liegt einige Kilometer weiter in einem Dorf. Wie soll ich dort hinkommen, es ist für mich ein großes Problem!

Ein Bauer, der mit seinem Traktor unterwegs ist, nimmt mich ein Stück weit mit. Die letzten paar hundert Meter humpel ich schmerzverzerrt ins Revier. Als ich hier ankomme quillt Blut aus meinem Fuß, nicht aus der eigentlichen Verletzung zwischen den Zehen, sondern aus dem Geschwulst oberhalb des Sprunggelenks!

Ein junger Arzt schaut sich den Fuß an und meint, mit Umschlägen werden wir ihn bald geheilt haben. Anstatt das ich auf Besserung hoffen kann, werden die Schmerzen immer unerträglicher. Nach drei Tagen kommt ein älterer Arzt schaut sich meinen Fuß an und sagt, daß ich sofort auf den Schragen muß. Fast ohne Betäubung schneidet er die eigentliche Wunde zwischen den Zehen auf, und drückt den furchtbar angeschwollenen Fuß aus! Dicke Blutklumpen kommen heraus, und ich werde vor Schmerzen ohnmächtig. Nach dieser Tortur ist der Schmerz aber abrupt weg und ich so gut wie geheilt.

Am Morgen fällt dem Arzt eine Blutspur am Boden auf. Aha, der Philipp war wohl auf dem Klo! Er freute sich mit mir, daß sein entschlossenes Eingreifen so schnell geholfen hat. Nach 14 Tagen war ich wieder hergestellt.

Die Invasionstruppen sind inzwischen schon weit ins deutsche Land vorgedrungen, gar nicht mehr so weit von uns entfernt.

Solange ich im Revier lag, wurde unser Geschwader schon wieder verladen, in Richtung Oldenburg. Ein Oberfeldwebel und ich blieben zurück! Wieder wurde ich von Freunden und Kameraden getrennt.

Im Fliegerhorst wird an allem gespart. Die Heizung läuft gerade noch soviel, daß nichts einfrieren kann. Das Essen wird auch immer weniger, und Wäsche waschen gibt es schon lange nicht mehr. Für uns Zwei heißt es, daß wir nach Brandis versetzt werden. Ein Telegramm kommt für uns in dem steht, daß wir nicht nach Brandis, sondern zur Fallschirmtruppe nach Gardelegen versetzt sind.

Kapitel 5

Gardelegen - Fallschirmersatzregiment / . März 1945.

Der Oberfeldwebel aus unserer Einheit und ich wissen, was uns bevorsteht. Er selbst war schon einmal an der Front, und nach Heldentaten ist ihm und mir ganz und gar nicht zumute.

Als unser Zug in Gardelegen ankommt, ist es wieder eine lange Kolonne die zur Kaserne marschiert. Scheinbar werden jetzt auch die letzten Reserven an Menschenmaterial mobilisiert. Aber was für Zustände herrschten hier! Es stehen Baracken, doch diese sind überbelegt, so daß viele der Neuankömmlinge keinen Platz finden, und im Freien übernachten müssen. Die Nächte im März sind nicht sehr warm. Die 2 Komißdecken die man hat, geben auch nicht viel Wärme ab.

In der Mitte des Lagers sind deutsche Soldaten als Sträflinge hinter Stacheldraht. Sie müssen hart arbeiten und fast täglich strafexerzieren. Was haben sie verbrochen?

Bei Fliegeralarm marschieren riesige Kolonnen auf zwei Straßen hinaus in den Wald. Es wird geflucht und geschimpft, denn ein feindlicher Tiefflieger kann für Unzählige tödlich sein. Geht ein Soldat aus der Kolonne abseits, wird sofort geschossen!

Als am nächsten Fliegeralarm die Kolonne einige hundert Meter hinaus marschiert bleibt sie plötzlich stehen, und geht keinen Schritt mehr weiter. Ein Offizier schreit und tobt, aber nur allgemeines Gelächter ist die Antwort. Droht eine Meuterei auszubrechen? Die Soldaten wissen, daß der Krieg schon längst verloren ist. Für wen sollten sie jetzt noch den Kopf hinhalten? Doch es gibt noch Fanatiker bei den Offizieren, die das Wort "Erschießen" sehr schnell auf den Lippen haben. Der Offizier weiß sich nicht mehr zu helfen und läßt die "Meute" stehen!

Man spürt, daß der Krieg seinem Ende zugeht. Mittagessen gibt es erst um 15 Uhr. Es ist wenig und auch nicht gut! Ewig lang muß man

um einen Schöpflöffel Krautsuppe anstehen. Es sind einfach zu viel Menschen hier zusammen gepfercht, die kaum mehr versorgt werden können! Die Tage in Gardelegen sind für mich keine schönen Tage

Am 29.3.1945 werden wir noch einmal über den Ernst der Lage belehrt, daß bei Vergehen härteste Strafen drohen! Mein Gepäck bleibt in Gardelegen. Nur einen Rucksack und einen Brotbeutel mit dem Notwendigsten darf mitgenommen werden.

Wohin geht's? Nach Osten oder Westen, auf jeden Fall an die Front.

Einerseits froh, andererseits bedrückt steigen wir in die Viehwagen. Noch steht die Frage offen, geht es nach Osten oder nach Westen? Eine bange Frage. Zuviel ungeheuerliches hat man schon vom Osten gehört. Beim Transport werde ich als verantwortlich für die Verpflegung eingesetzt. Unter anderem steht zur Verteilung ein Faß voll Butter. Meine Sorge ist, wie verteile ich diese Butter unter ein paar hundert Mann, ohne daß die Letzten leer ausgehen! Gott sei Dank hat meine Berechnung gestimmt, jeder bekam seinen Teil, lediglich 1-2 Pfund blieben übrig!

Bald merken und erfahren wir daß es nach Osten geht. Komisch, schon seit Tagen klingelt mir das rechte Ohr, und wir sagten doch immer - rechts, was schlecht's!

In der Nacht fahren wir in Berlin ein. Gespensterhaft huschen einige Scheinwerfer am Himmel hin und her, ohne daß ein Schuß fällt. Aha, der Tommy kurvt über uns. Wie schon monatelang ist er auch heute Nacht über Berlin tätig. Einige Flugzeuge werden von den Scheinwerfern erfaßt, sie versuchen herauszukommen. Nun folgen die schon bekannten Christbäume die die Feinde setzen, und schon beginnt ein neues Inferno. Wieviel Leid kann der Mensch ertragen? Wie lange hält das ein Mensch aus ohne durchzudrehen?

Einen ganzen Tag lang stehen wir auf einem Güterbahnhof in Berlin. Nachmittags ist wieder Alarm. Ich eile in einen U - Bahntunnel.

Er ist voll von hungernden, frierenden und verängstigten Menschen. Neben mir kauert eine Frau mit ihrem Kind. Das Kind verhielt sich ruhig, trotzdem schreit die Frau dauernd: „Schrei doch nicht so, du machst mich ja total verrückt!“ Sie war mit ihren Nerven am Ende.

Auch die U-Bahnschächte werden vielfach getroffen und durchschlagen. Kaum vorstellbar was sich dann abspielt! Endlich, am Abend fährt unser Zug weiter nach Straussberg. Was uns auf der Fahrt besonders auffällt sind die ersten Panzersperren und Drahtverhaue.

Ist der Russe schon so nahe? Der Herr Göbbel's siegte doch immer noch weiter! Endstation unseres Zuges ist Bukow. Hier ist das "Großdeutsche Reich" nun fast zu Ende! Wir stehen am Bahnhof und stehen und stehen. Über uns fliegen russische Flugzeuge (Kaffeemühlen) die ziel- und wahllos ihre Bomben werfen.

„Lichter und Zigaretten aus schreit jemand, es sind Russen!“ Man sagt, daß sie ihre Bomben von Hand hinauswerfen, und wir stehen in Formation und hoffen, daß sie jetzt nicht fallen lassen!

Bis zur Front sind es noch ca. 30 Kilometer. Der Russe steht an der Oder. Bei Küstrin hat er die Oder überschritten, und einen Brückenkopf gebildet. Die ersten Auffangstellungen werden hier gebaut.

Da sich scheinbar niemand um uns kümmert, suchen wir zu Dritt nach einem Nachtquartier! Naiv wie die kleinen Jungen fällt uns nicht ein, daß das unerlaubte Entfernen von der Truppe im Krieg mit dem Tod bestraft wird!

Wir haben prima in Betten geschlafen. Nach einem guten Frühstück bei unseren netten Wirtsleuten suchen wir unsere Einheit. Es ist aber niemand mehr da! „Gestern Abend sind sie schon Richtung Front weitermarschiert,“ gibt uns eine Frau Auskunft. Unser Schreck ist groß, was kommt auf uns zu? Es ist uns klar, daß wir sie schnellsten finden müssen, sonst hängt unser Leben nur noch an einem seidenen Faden.

Mit Riesenschritten marschieren wir los, und holen sie erst in der Nacht ein. Sie lagern in einem Wald, eingelullt in ihre Decken und versuchen zu schlafen. Sofort melden wir uns zurück und werden gehörig abgekanzelt. Angesichts der Tatsache, daß wir sofort zurückgekommen sind, und wir alle auf dem Weg zur vordersten Front gehen, wird die Strafe bis zum Kriegsende ausgesetzt.

Am nächsten Morgen geht es weiter. In einer Ortschaft schon sehr nahe der Front, bitte ich eine Frau um etwas zu trinken. Sie gibt mir einen Kaffee und ein Stück Kuchen. Die meisten Bewohner des Dorfes sind nicht mehr geflüchtet sie wissen, daß es sinnlos ist zu fliehen. Die Straßen sind alle blockiert und ständig von Tieffliegern bedroht.

Ein Mann erzählt, daß vor drei Tagen SS - Verbände versucht haben den Russen aus dem Brückenkopf über die Oder wieder zu vertreiben. Es schlug unter schwersten Verlusten fehl. LKW um LKW mit Toten sind daraufhin weggefahren!

Langsam wird es mir bange um den Anblick von Toten und schwer Verwundeten. Sowas kann ich doch gar nicht sehen, mir wird es doch gleich übel wenn ich Menschenblut sehe! Die Leute im Dorf haben wahnsinnige Angst und die Gerüchteküche brodelt.

Abends um 20 Uhr kommen wir am vorläufigen Bestimmungsort an. Schon lange hören wir Kanonendonner, der immer lauter wird. Auch in dieser Ortschaft schlagen immer wieder Granaten ein. Nachts stehen Leuchtkugeln am Himmel. Stumm ergibt man sich in sein Schicksal. Unser Transport wird aufgeteilt. Ich komme als Funker und Fernsprecher auf Abruf zum 26. Regiment, 6. Kompanie. Wir sind sieben Mann, die anderen marschieren weiter.

Noch leben wir gut! In einem Gasthaus sind wir einquartiert, die Besitzer sind geflüchtet. Wir schlafen in guten Betten. Es gibt zu essen und zu trinken, es hätte ein wunderbarer Urlaub sein können! So nah an der Front sind nur noch wenige Einwohner im Dorf. Drei Tage und drei Nächte fühlen wir uns so richtig wohl, haben alles was das Herz begehrt! Das Haus hat einen großen Saal mit Bühne. In der Ecke steht ein Klavier, wir träumen von Tanz und Vergnügen. Unser Traum zerplatzt aber bald an der Wirklichkeit.

Man könnte es mit der Uhr stoppen, etwa alle 10 Minuten schlägt eine Granate im Dorf ein. Das störte uns wenig, sie muß ja nicht gerade uns treffen.

Nun kommt die erste Anforderung von der Front. Zwei Funker/Fernsprecher sind ausgefallen und müssen ersetzt werden, wer meldet sich freiwillig? Wir stehen im Kreis und schauen uns betroffen an! Wer will schon freiwillig in diese Hölle? Jetzt wird es todernst!

Seltsam ich spüre und weiß, daß meine Stunde geschlagen hat. Ich muß mich melden, schließlich leben die anderen genau so gern wie ich! So melde ich mich und denke: "Oh Gott, steh mir bei!" Ein zweiter Funker wird bestimmt.

Der Brotbeutel und nur das aller Notwendigste darf mitgenommen werden. Meine letzten Habseligkeiten im Rucksack bleiben im Gasthaus zurück. Nur Rasierapparat, Zahnbürste, etwas Waschzeug, Feldflasche, Kochgeschirr und Gasmaske dürfen mitgenommen werden. Waffen haben wir keine, so marschieren wir los.

Es ist mir schwer ums Herz. Schon einige Mal bin ich dem Tod von der Schippe gesprungen! Der Krieg, und das weiß jeder, nähert sich seinem Ende. Werde ich überleben? Im ersten Weltkrieg ist mein Onkel, der auch Hermann Philipp hieß, noch in den letzten Tagen gefallen. Wird es mir auch so ergehen?

Rechts und links der Straße sind frische Gräber, eins am anderen. Tote Pferde liegen in den Wiesen, wild herum irrendes Geflügel und Vieh. Allerhand zerhauenes Kriegsgerät zeugen von schweren Kämpfen, die hier schon statt gefunden haben.

Langsam wird es dunkel und wir suchen den Bat.-Gefechtsstand. Es detoniert und kracht an allen Enden. Munition, die mit Leuchtspur sich am Himmel abzeichnet fliegt kreuz und quer. Immer wieder erhellen Leuchtkugeln die Nacht und machen sie zum Tag. Stalinorgeln wettern ihre Geschosse heulend und nervtötend in die Gegend.

Am Bat.-Gefechtsstand angekommen melden wir uns zur Stelle. Es ist schon spät in der Nacht. Eben kommen die Essenholer von ganz vorne. Ihre Kompanie liegt noch vor der Hauptkampflinie(HKL) als vorgeschobener Posten. Im Gefechtsstand sitzen die Herren Offiziere, jeder hat eine Buddel Schnaps vor sich. Sie sind angeheitert, witzeln und wollen damit das drohende Unheil seelisch verdrängen. Es ist zu verstehen so nahe dem Tod ins Auge zu schauen, wer will da nicht vergessen! Morgen schon kann der Russe mit unheimlicher Macht angreifen und die Frage ist, wer wird das überleben?

Ein Offizier fragt welche Straße wir gekommen sind und meinte, Ihr seid verrückt, diese Straße wird eingesehen und überall lauern Scharfschützen, es hat schon einige Tote gegeben! War unser Schutzengel wieder dabei?

Mit einem Essenholer unterhalte ich mich, und lasse mich von ihm belehren. Eine kleine Unaufmerksamkeit kann tödlich sein. Alle wissen, jetzt folgt die letzte, den Krieg entscheidende Schlacht! Er macht mir klar, daß unsere Kompanie noch vor der Hauptkampflinie liegt. Nun müssen wir mit ihnen ganz vor, praktisch in den Rachen des Löwen, schlimmer hätte es nicht kommen können!

Mit Telefon und Funkgerät schließen wir uns den Essenholdern an. Am Ausgang des Gefechtstandes zünde ich mir, entgegen meiner Gewohnheit nicht zu rauchen, eine Zigarette an. Schon schlägt ein Geschloß, wenige Zentimeter über meinem Kopf in die Hauswand ein! Ein gezielter Schuß und erster Schreck!

Der Essenholer erzählt auch, daß die Russen bei Nacht umherschweiften und schon einige Landser spurlos verschwunden sind. Im Augenblick ist es stockdunkel und wir haben Mühe, ihnen zu folgen. Über uns fliegen wieder die Russen mit ihren Kaffeemühlen. Eine Hand reißt mich nieder, in kurzer Entfernung explodieren 3 Bomben. In der Luft pfeift und zischt es, und immer wieder stehen Leuchtkugeln am Himmel. Deutlich sieht man die Leuchtsuren der Geschosse. Instinktiv bücke ich mich, wenn es mir allzunah zischt. Dabei weiß ich doch wenn man sie pfeifen hört sind sie nicht mehr gefährlich.

Nur bei Nacht kann man zur 6. Kompanie vor oder zurück. Endlich stehen wir vor einer Ruine, es muß ein Bauernhof gewesen sein. Plötzlich sind die Essenholer wie vom Erdboden verschluckt. Wo sind

sie, wo ist der Eingang? Es kracht und knallt rundum und wir suchen nach dem Eingang! Weil die Knallerei so nah ist, glauben wir, daß die Unseren schießen. Endlich finden wir den Eingang. Ein Oberleutnant ist der Chef, der uns freundlich begrüßt und froh ist, wieder Funk- und Fernsprechkundige zu haben.

Die Häuser des Hofes sind zerbombt. In dieser Hausruine steht nur noch der Keller. Dieser ist mit Balken abgestützt und hat zwei Räume. Die Decke hat Risse und bei jedem Einschlag in der Nähe rieselt Kalk von der Decke. Im hinteren Raum ziehen wir ein. Da der Bauernhof ausgebrannt ist, sind die Kellerräume noch immer sehr warm, und die Luft geschwängert von Feuer und Rauch.

Die Landser aus den Schützengräben kommen nun um ihre Portion Essen zu holen, und das mitten in der Nacht! Wie sagten sie mir: „Wen's trifft, der hat eben Pech gehabt!“ Lauter junge Männer im schönsten Lebensalter. Sie haben Väter, Mütter, Brüder und Schwestern! Sollen sie jetzt noch sterben, wo doch schon alles verloren ist? Könnten die Angehörigen sehen, unter welchen Bedingungen hier ihre Lieblinge hausen und leben müssen, sie wären verzweifelt. Tag und Nacht haben sie hier fast keine ruhige Minute mehr.

Am nächsten Tag erfahren wir, daß das Telefon ausgefallen ist und keine Verbindung zum Bat.- Gefechtsstand besteht. Am Tag können wir nichts unternehmen, denn der Russe kann das ganze Gebiet einsehen, er würde uns sofort abgeknallen. Erst in der Nacht ist es möglich die Leitung wieder zu flicken. Das Funkgerät darf nur im äußersten Notfall benutzt werden. Der Feind könnte anpeilen und uns als Ziel ausmachen.

In der Nacht zogen Erich und ich zum erstenmal los. Hinaus in das Inferno. Ohne Waffe, nur ein Fernsprecher und Flickzeug. Als wir ins Freie kommen legt sich Erich lang und will nicht weiter! Es knallt und kracht, es blitzt und leuchtet taghell auf, und wir sollen da hinaus! Mit Gewalt muß ich ihn hochreißen: „Wenn wir nicht gehen, ist es Befehlsverweigerung und Feigheit vor dem Feind!“ Was uns dann bevorstehen würde kannst dir an deinen fünf Fingern ausrechnen. Er sieht es ein, wir haben keine andere Wahl, wir müssen in dieses Feuerwerk hinaus!

Wie gebannt bleiben wir stehen wenn Leuchtkugeln die Nacht zum Tag machen. Jede Bewegung fällt auf, und kann einen Scharf-

schützen zum schießen animieren. So stehen wir wie Bäume im Feld! Doch manchmal, wenn die Schießerei zu stark ist und die Leuchtkugeln zu lange am Himmel stehen, werden wir schwach und sinken langsam zu Boden!

Beim Gehen lasse ich den Draht durch die Hand gleiten. Leise schwirrt etwas heran, blitzschnell werfen wir uns auf den Boden. Es ist eine Granate, erschreckend denke ich, nur keinen Splitter in den Kopf, er kann gräßliche Wunden reißen! Die Granaten explodieren ganz in der Nähe, treffen uns Gott sei Dank nicht!

Nach einer Weile ist der Draht zu Ende, zerrissen. In vier, fünf Metern im Umkreis kriechen wir auf der Erde, suchen das andere Ende und finden es. Jetzt heißt es zusammenflicken und das mitgeführte Telefon anhängen. Es klappt, sie hören uns auf beiden Seiten. Wir freuen uns, daß die Verbindung wieder hergestellt ist. Heil kommen wir "nach Hause" in unseren Keller. Der Chef lobt uns.

Um Mitternacht wird es wieder lebendig. Das Mittagessen ist da, und vom Graben kommen die Landser ihren Teil holen. Es gibt kein Fünf-Gänge-Menü! Es ist zu wenig zum leben und zuviel zum sterben! Wie Geister huschen sie umher im Schein einer Tranfunzel, und jeder freut sich auf die kleine Abwechslung, lenkt es doch für einige Minuten vom traurigen Alltag ab!

In der Mitte des Hofes steht ein Ziehbrunnen, sonst war nirgendwo Wasser zu haben. Zum waschen, spülen etc. kann man nur in der Nacht zum Brunnen gehen. Es besteht immer die Gefahr getroffen zu werden. Erich geht nicht an den Brunnen, lieber leckt er das Kochgeschirr aus und aufs waschen verzichtet er auch.

Tagsüber läßt die wilde Schießerei nach, es wird etwas ruhiger und wir legen uns schlafen. Kaum zu glauben, den Tod im Nacken schlafe ich trotzdem wie ein Murmeltier.

Nacht für Nacht sind wir Zwei immer unterwegs, ständig ist das Telefonkabel zerschossen! Es kommt auch vor, daß die Leitung zweimal unterbrochen ist. In einer Nacht regnete es in Strömen, und wir rutschen draußen im Dreck herum! Voller Dreck kommen wir zurück und können die Uniform nicht wechseln! Da der Keller sehr warm ist, trockneten die Klamotten schnell. Den Dreck konnte man am nächsten Tag abklopfen.

Als wir eines nachts zurückkommen, froh dem Rachen der Schlange wieder glücklich entronnen zu sein, hat es bei den Kumpels ein Festessen gegeben. Es gab Bratkartoffel, hier im vorderen Kellergang zubereitet. Wunderbar, aber leider ist für uns Zwei nichts mehr übrig! Unser Chef, der Oberleutnant will von mir persönlich wissen, wie mir die Bratkartoffeln geschmeckt haben? Ich mußte ihn enttäuschen, für uns waren keine mehr da! Das empörte ihn, die Köche mußten noch mals kommen. Er hatte ihnen ausdrücklich befohlen, für uns übrig zu lassen! Es ärgerte sie, aber sie mußten für uns zwei noch mals Bratkartoffel machen! Für die Köche tat es mir leid, doch unser Oberleutnant war ein prima Kerl!

Manchmal komme ich ins grübeln. Ein Mann hat die Pflicht Haus und Hof, Weib und Kind, eben seine Heimat gegen Angreifer zu verteidigen. Nur in diesem Krieg sind wir die Angreifer, haben fremdes Land besetzt und viel Unheil wird von uns angerichtet. Jetzt sind wir nun die Opfer, werden in eigenen Land zurückgedrängt, und unsere Vernichtung steht bevor.

Eines Abends wird Erich abgelöst. Den Grund habe ich nicht erfahren, jedenfalls durfte er sich von uns, dem verlorenen Haufen und der Front, verabschieden! Mir ist es zum heulen, ich muß hierbleiben und die Stellung halten. Gut aber ist zu wissen, das ein Ersatzmann schon unterwegs ist.

Von den Soldaten kenne ich niemand namentlich die hier vorne liegen außer denen, die im Gefechtsstand sind. Ein Sanitätsfeldwebel der am verzweifeln ist sagte mir, daß er sich am liebsten eine Kugel in den Kopf jagen würde! Er meint, daß wir hier sowieso alle vor die Hunde gehen. Wenn es los geht knallen die uns ab wie das Wild in Wald und Feld. Hier ist doch alles eben, keine Chance in Deckung zu gehen und so weit vor der Hauptkampflinie! (HKL) Nur wegen seiner Frau und

seinen Kindern habe er noch nicht abgedrückt! Ein Kapo stimmte ein mit den Worten, es ist zum Wahnsinnig werden!

Ich gehe ins Freie und schaue in den nächtlichen Sternenhimmel. Ob unser Herrgott dieses Elend sieht? Schon pinkeln bedeutet hier Lebensgefahr! Unser Oberleutnant machte uns klar, daß wir ein verlorener Haufen sind, und verheizt werden! Aber nur nicht feige sein! Er ist auch nicht feige, er ist ein feiner Mensch. Einmal sprechen wir über Gott. Er sei katholisch, glaube an Gott, aber niederknien könne er nicht, das verbiete ihm sein Stolz! Ich erwiderte: „Ja, nicht vor Menschen knien, aber vor Gott?“

Jeden Morgen, noch bei Dunkelheit geht er in den Schützengraben und ermuntert die Kameraden.

Mit dem Ersatzmann bin ich fast jede Nacht draußen, zum Kabel flicken. Als wir wieder unterwegs sind kommt uns vom Bat.- Gefechtsstand ein Zweimann-Suchtrupp entgegen. Sie haben die Unterbrechung der Leitung nicht gefunden. Wir gehen mit ihnen weiter und finden den Schaden. Auf dem Rückweg hatte ich wieder einmal einen Schutzengel. Es zischte eine Salve rechts, links und zwischen meinen Beinen hindurch, daß meine Hosenbeine wedelten. Deutlich sehe ich die Leuchtspur, es sind sechs Geschosse! Fast stockte mir das Blut in den Adern! Kaum zurück im Keller kommt ein Anruf mit der Mitteilung, daß es einen vom anderen Suchtrupp schwer erwischt hat.

Bin ich draußen beim Kabelsuchen unterwegs, drehe ich instinktiv und automatisch den Kopf mit Stahlhelm gegen die anfliegenden Geschosse, mit dem Gedanken nur nicht ins Zentrum meines Seins, in den Kopf.

Als die Essenholer kommen, hat es auch von ihnen einen getroffen. Er war sofort tot. Ein anderer zieht eine Kugel aus seiner Jacke, sie blieb in der Uniform stecken, hat ihn aber nicht verletzt. Ob er wohl still im Innersten ein "Danke" zum Himmel geflüstert hat?

Jede Nacht tönen Lautsprecher vom Iwan mit der Werbung für Stalin's Arbeiterparadies! Erst bringen sie Nachrichten, dann fordern sie uns auf zum Überlaufen. "Es gibt Pudding und 1000 nackte Frauen werden euch bedienen!" Es ist zu plump und blödsinnig! Wir hören sie johlen und singen, sicher gibt es viel Wodka, denn auch sie wissen nicht,

wann ihre letzte Stunde schlagen wird! Sie sind genau so arme Teufel wie wir!

In der Nacht kommt ein Landser vom Graben in unseren Gefechtsstand. Er hält dem Sanitäter den Arm hin und sagt, mich hat es erwischt! Unser Oberleutnant schaut dem Sanitäter zu, schaute die Wunde an und beginnt zu schreien: „Das war keine feindliche Kugel, das ist eine Selbstverstümmelung, ich werde sie vor das Militärgericht bringen!“ Er war außer sich vor Wut, so hatte ich ihn noch nicht erlebt. Ob es ganz sicher Selbstverstümmelung war? Es ist ein glatter Durchschuß, ohne eine große Wunde zu reißen. Wie sein Schicksal weiter verlief, weiß ich nicht.

Im Brückenkopf fahren feindliche Panzer auf. Das unheimliche Motorengeheul bei Tag und Nacht lassen uns erschauern, ließ uns ahnen, was sich da zusammenbraut. Ich weiß nicht, wie weit wir von ihren Stellungen entfernt sind. Kameraden aus dem Schützengraben geben an, die am weitesten vorne liegen, sind nur ca. 150 Meter von den russischen Gräben entfernt. Auch wir bekommen Schnaps um das komische Gefühl im Innersten zu betäuben. Wir trinken unter sentimentalem Geplauder etwas über den Durst. So angeheitert lachen wir über jeden dummen Witz, es ist wohl der Galgenhumor!

An einem sonnigen Nachmittag trauen wir unseren Augen nicht! Tauchen doch tatsächlich deutsche Flieger am Horizont auf. Es sind Maschinen des Typ's JU 88, darauf Huckepack eine FW 190 vollgepackt mit Sprengstoff.

Gespannt und leichtsinnig verfolgen wir ihren Anflug im Freien ohne auf gute Deckung zu achten. Die FW 190 ist unbemannt, löst sich von der Ju 88 und fliegt unbeirrt ihrem Ziel, dem Brückenkopf zu, während die JU unter schwerem, feindlichen Beschuß abzieht. Eine ungeheuere Detonation folgt, eine Stichflamme und schwarzer Rauch markierten ihren Einschlag.

Es folgen weitere Maschinen. Fast euphorisch stehen wir da und schauen den mutigen Fliegern zu. Da ein Zischen in der Luft! Feindliche Granatwerfer! Einige von uns sind zu leichtsinnig, sie finden keine Deckung. Mit vielen Granatsplittern im Körper holt man sie in den Keller. Da liegen sie gekrümmt und wunden sich vor Schmerzen. Zurückbringen, weg von der vordersten Linie ist jetzt am Tag nicht möglich. So schnell

wird die Hoffnung zum gräßlichen Jammer!

Im Keller ist nun ein Geheule und Gestöhne. Der Sani legte etwas Mull auf ihre Wunden, weiter kann er hier nicht tun, wir sind alle so hilflos.

Vor den Stellungen der Russen steht ein Haus. In ihm sind russische Scharfschützen. Immer wieder treffen sie, meist tödlich. Dieses Haus ist unserem Oberleutnant schon lange ein Dorn im Auge, es soll im Sturmangriff zerstört werden. Artillerie - Unterstützung ist angefordert, und ein Trupp mit MP's und Panzerfäusten stehen unter der persönlichen Führung unseres Oberleutnants bereit. Unsere Artillerie schießt, aber viel zu kurz. Die Granaten schlagen fast bei uns ein! Der Trupp stürmte trotzdem zum Haus und zerstörte es. Ein Mann von den Unseren wurde schwer verwundet, aber diese Gefahr der immer auf Lauer liegenden Russen war beseitigt!

Nachts kommen einmal drei Mann von der SS-Einheit die hier vorher gelegen hatte. Sie sollen auf Befehl ihres Kommandanten einen Toten holen, der noch im Niemandsland liegt. Unser Oberleutnant schickte sie zurück! Es ist viel zu gefährlich, der Russe schießt die ganze Nacht wie wild, es ist unmöglich. Die nächste Nacht kommen sie wieder. Der Tote muß geholt werden! Kaum sind sie einige Meter draußen, trifft es einen von den Dreien. Er ist sofort tot. So bringen die zwei einen Toten aber nicht den, den sie holen sollten! War das nötig? Unser Chef hat doch eindringlich gewarnt! Nach diesem Vorfall kamen sie nicht mehr!

Und immer wieder sind wir nachts unterwegs. Jede Nacht zwischen Leben und Tod. Die Telefon -Verbindung zur HKL ist sehr wichtig! Wie mir Kameraden erzählen, sind schon Landser zum Russen übergelaufen! Aber wer weiß was sie dort erwartet? Erzählt wird von furchtbaren Geschehnissen! Eine Flucht in Stalins Arbeiterparadies kam für mich nicht in Frage, eher hätte ich sterben wollen.

Jeden Tag gibt es Tote, Leicht- und Schwerverletzte. Die Geschosse in der Nacht kommen oft so niedrig, daß sie irgend einen Stein oder ähnliches streifen und als Querschläger laut durch die Luft zischen, sie sind besonders gefährlich.

Ein Tag nach dem anderen vergeht und ich weiß kein Datum

mehr. Die Nacht wird hier zum Tag, und tagsüber versuchen wir zu schlafen. Ohne die Hoffnung vielleicht doch zu überleben, wäre es nicht zum aushalten. In der Nacht zum 15. 4. 45 (das Datum erfuhr ich später) wird bei uns höchste Alarmbereitschaft ausgelöst. Ein Angriff soll unmittelbar bevorstehen. Am 16.4.1945 geht es los! Schon tagelang hören wir drüben Panzer auffahren und wissen, daß es bald soweit ist.

Langsam wird es auch hier im Keller unerträglich. Alle haben wir Läuse, und die Brust ist ihr Schlachtfeld! Es beißt und juckt, man kratzt und bürstet und es wird alles wund und noch schlimmer!

Am frühen Morgen geht unser Oberleutnant noch mal die Gräben inspizieren. Nach kurzer Zeit kommt er herein gehumpelt, sagte noch: „Mich hat's erwischt," dann wird er ohnmächtig und fällt mir in die Arme. Der Sani zieht ihm den Stiefel aus, der voll mit Blut ist. Er bindet den Fuß ab, mehr konnte er nicht für ihn tun. Es ist schon Tag, acht Mann bringen den Verwundeten robbend und kriechend zurück.

Genau um 5:30 Uhr beginnt ein Trommelfeuer, sie feuern aus allen Rohren. Im Wehrmachtsbericht heißt es, „aus tausenden von Rohren! In unserem Keller bebten die Wände und er drohte einzustürzen. Langsam bröckelt Stein um Stein. Staub und Rauchschwaden machen uns das Atmen schwer. Das Telefon fällt sofort aus. Verwundete kommen und werden notdürftig verbunden. Unser Keller wird immer voller von stöhnenden und blutenden jungen Soldaten. Da liegen sie, verlassen von Gott und der Welt! Vielleicht hätten manche gerettet werden können, aber es gibt keine Hilfe.

Das langanhaltende Trommelfeuer wurde durch Gewehr- und MG-

Feuer abgelöst. Das heißt im Klartext, die Russen stürmen heran. Als sie fast unseren Schützengraben erreichen, schießen Unsere zurück! Nur ein Russe lief weiter und kommt mit erhobenen Händen in unseren Graben. Die anderen machen kehrt, sofern sie nicht verwundet oder tot liegen geblieben sind. Den Gefangenen bringt man zu uns in den Keller, er zittert am ganzen Leib. Er bekommt eine Zigarette und wird kriechend und robbend zum Bat.-Gefechtsstand gebracht.

Ein Kamerad liegt neben mir, seine Brust ist zerfetzt, aber er lebt noch. Ich versuche zu trösten, aber was helfen Worte, wenn keine Hilfe

in Sicht ist. Er verlangt nach seiner Mutter. Die Augen hatte er weit aufgerissen. Sachte streichele ich ihm die Hände. Der Sani legte ihm eine Mullbinde auf die Brust, die sich schnell blutrot färbt.

Ich bin totmüde, da ich in der Nacht doch wieder zum Kabel flicken unterwegs war. Ich schlief schnell ein trotz der unheimlichen Situation. Als ich wieder erwache war mein Nebenmann tot. In eine Zeltplane gewickelt wird er hinaus getragen. Kein lautes Gebet wurde gesprochen, das Sterben war Alltag! Unter diesen Kameraden war ich ein Fremder, der erst vor kurzem zu ihnen gekommen ist.

Fast die Hälfte der Kompanie ist schon ausgefallen. Es mangelt an Munition. Um die Mittagszeit kommt ein neuer Chef zu uns gerobbt. Es ist ein Leutnant und weiß um sein und unser Schicksal!

Nicht überall wird der Angriff abgewehrt. Am rechten Flügel ist der Russe durchgebrochen. Vorsichtig gehe ich hinaus ins Freie und schaue mich um. Nicht weit fahren russische Panzer gen Westen Richtung Berlin!

Wir sind praktisch in der Zange. Zwei Mann sollen zum Bat.-Gefechtsstand und sich nach der Lage erkundigen. Unsere Beobachter sehen, daß die Russen schon im Bat.-Gefechtsstand waren, und unsere Späher gefangen nahmen. An fliehen ist nicht zu denken, es ist alles total eben und einsehbar. Unser Leutnant meint, daß uns nur noch der Kampf bis zum Tod bleibt!

Kapitel 6

Versprengt im Chaos der russischen Offensive

Ich selbst bin nun fest entschlossen niemals in russische Gefangenschaft zu gehen, eher zu sterben! Noch zwei Stunden sind es bis zur Nacht. Erneut hagelt ein Trommelfeuer auf uns nieder, dann wurde es ruhiger! Plötzlich ein Schrei: "Der Russe ist in unserem Graben! " Jetzt gab es kein Halten mehr.

Die leichter Verwundeten humpelten hinaus ins Freie. Im Graben seh ich die Russen vorstürmen, die Unseren werfen immer wieder Handgranaten dagegen. Der Sanitäter gibt mir eine Flasche Schnaps. Ich fülle sie in meine Feldflasche. "Hurrä, Hurrä", klang es schon sehr nah. Als letzter vom Gefechtsstand springe ich los, ohne Waffe! Zurück blieben die Schwerverwundeten! Was wird mit ihnen geschehen? Jetzt gilt nur noch: "Rette sich wer kann! "

Im Zickzack springen die noch übrig Gebliebenen nach hinten, nicht zum nächsten Gefechtsstand, der ist schon in russischer Hand. Vom Graben springen noch einige hinter mir her und immer wieder sackt einer zusammen,. Einen Verwundeten schleifen wir zu Zweit mit. Unser neue Chef wurde auch schwer getroffen. Vier Mann packen ihn an Händen und Füßen und tragen ihn bis zu einem Bahndamm. Hier kommen wir erstmals wieder in Deckung und zum verschlafen.

Nun lasse ich meine Feldflasche mit dem Schnaps herum reichen. Jeder nimmt einen großen Schluck zu sich. Unser Sani kommt auch, leider zu spät, die Flasche ist leer! Es ist ein kleiner Haufen der sich bis hierher retten konnte. Munition ist fast keine mehr da, es ist so gut wie nichts da, doch ich habe noch mein Telefon und das Funkgerät. Nach kurzer Ruhepause und aufatmen gehen wir weiter zurück. Wir laufen eine Straße entlang und ahnen nicht, daß diese vermint ist! Das erfahren wir erst später.

Die Ortschaften rundum brennen lichterloh, in der Nacht ist es ein

kolossales Feuerwerk! Vor uns liegt Zechin. Hier ist die eigentliche Hauptkampflinie, aber sie ist verlassen. Nur wenige Posten halten Wache. Einer im Graben meint, daß der Iwan schon im Graben ist. Im Lichtschein der brennenden Stadt Zechin sehen wir einen Trupp Soldaten. Der mit mir geht, den ich aber nicht kenne, reißt seine Maschinenpistole herunter und schießt! Erschreckt fahre ich ihn an: „Bist du von Sinnen?“

Er ist sicher ein fronterfahrener Soldat und fackelt nicht lange! Aber war es auch der Feind, oder sind es gar eigene Landser? Ob er getroffen hat weiß ich nicht, jedenfalls waren sie wie vom Erdboden verschluckt. Ich mache ihm Vorwürfe, doch er sagt mit einer Bestimmtheit: "Es sind Russen!"

Wir gehen über eine große Wiese, plötzlich schreit einer: „Halt wer da!“ Wir antworten: „Kamerad, wir sind auch deutsche Landser!“ Ihr seit verrückt, hier ist doch alles vermint!“ Eine Mine kann gräßliche Wunden reißen und natürlich todbringend sein! Hat uns ein Engel getragen?

Ich habe immer noch keine Waffe und will auch keine. Meine Geräte sind mir Ballast genug. Hoffentlich, so sagen mir meine Gedanken, bleibt mir das Schießen auf einen Menschen auch in Zukunft erspart!

Aus taktischen Gründen ist die H.K.L. geräumt worden, man erwartet wieder ein gewaltiges Trommelfeuer. Nach einigem hin und her heißt es sammeln und weiter bis Buschdorf und dort eingraben. In einem verlassenen Haus suchen wir nach Eßbarem und werden fündig. Schwere Artillerie schießt ununterbrochen in den Ort. Es ist unmöglich ständig in Deckung zu gehen, wen es trifft hat eben Pech gehabt! Zivilisten kommen zurück in ihre Häuser und Wohnungen und glauben, daß der Russe zurückgeschlagen wurde. Leider war es nicht so, wir sind auf der Flucht!

Ein Kamerad und ich richten uns zum schlafen in einem Erdloch ein, das wir mit einem Brett bedecken. Einfach nicht zu glauben, trotz der immerwährenden Knallerei schlafen wir wie Murmeltiere. Ich wache nach Mitternacht auf, steige aus unserem Loch und schaue mich um. Im Moment ist es etwas ruhiger.

Von den brennenden Ortschaften ist der Himmel hell erleuchtet.

Wie haben die Leute geschuftet um sich ein schönes Heim zu bauen, oftmals Jahre und Jahrzehnte lang. Nun innerhalb weniger Stunden wird alles zu einem Trümmerhaufen! Im Westen stehen Leuchtkugeln am Himmel, das muß Berlin sein, auch da ist der Teufel los! Ich steige wieder in mein Erdloch und schlafe noch ein wenig. Russische Panzergranaten schlagen mit schrillum Knall ein, sind sie schon in unserer Nähe?

Es ist 4 Uhr morgens als wieder ein Trommelfeuer einsetzt. Staub, Qualm und Rauch dringt in unser Erdloch. Die ganze Luft ist vom Staub und Rauch nebelig, rötlich gefärbt. Es ist unmöglich ein Wort des anderen zu verstehen! Eineinhalb Stunden trommelt es auf uns nieder. In meinem Funkgerät kommt eine Meldung an, die ich einem Offizier, der in der Nähe ist, weiter gebe. Auf dem Rückweg zu unserem Erdloch, treffe ich auf einen weinenden ganz jungen Soldaten, fast möchte ich sagen Buben. Er sei heute Nacht vorgeschickt worden und wisse jetzt nicht wohin! Er kam mit mir ins Erdloch.

Das Trommelfeuer ließ nach. Alte, fronterfahrene Landser meinten, so etwas noch nicht erlebt zu haben. Im Wehrmachtsbericht heißt es wieder: „Aus tausenden von Rohren trommelten sie auf unsere Stellungen!“

„Nach einiger Zeit sind wieder Panzer ganz in der Nähe. Am Himmel dröhnte es von Flugzeugen. Ich gehe ins Freie, es herrscht starker Nebel und die Sonne versuchte durchzudringen. Ich gehe ein Stück weit, sehe einen Offizier und sage zu ihm, ich glaube, daß wir hier auf verlorenem Posten sind, fast eingekreist. Löst sich der Nebel auf, sind wir eine leichte Beute! Er sah es auch so, traute sich aber nicht abzuhauen. Schließlich hat der Führer befohlen, keinen Schritt zu weichen! Es gibt keine Frontlinie mehr, zudem war die ganze Gegend eben, gut einsehbar und der Nebel beginnt sich zu lichten.“

Fast nicht zu glauben, trotz des gewaltigen Trommelfeuers hat es bei uns nur einen Toten gegeben! Plötzlich, in kurzer Entfernung kommen russische Panzer und Infanterie uns entgegen. Nun gibt es kein Halten mehr, alle wollen aus dem Kessel heraus! Wieder laufen wir im Zick-zack um unser Leben bis zur nächsten Deckung.

Ein Landser schleppt einen Verwundeten. Er blutet aus den Augen, Ohren und dem Mund. In den Kopf hat es ihn getroffen. Die Kugel

steckte im Kopf. Er konnte noch gehen, aber nicht sprechen. Er brummelte ständig vor sich hin, nahm aber nichts mehr wahr. Als wir uns zu Zweit seiner annehmen, bricht er zusammen. Mit der zurückweichenden Truppe fährt auch ein deutscher Panzer. Übrigens der einzige, den ich in dieser Zeit gesehen habe! Wir stoppen ihn und laden den Verwundeten auf. Er hatte keine Kraft mehr sich festzuhalten, wir hielten ihn und setzten den Schwerverwundeten einige Kilometer beim nächsten Verbandsplatz ab.

Hunger begleitet uns, es gibt keine Verpflegung mehr. Viele Häuser sind verlassen und stehen offen, und es ist nicht schwierig etwas zu finden.

Als ungebetene Gäste dringen wir in ein schönes Einfamilienhaus. Salzkartoffel stehen noch fast warm auf dem Tisch. Alles ist da, Eier, Wurst, Brot, Kompott. Oh, wie köstlich! Im Mund läuft uns das Wasser zusammen! Kaum machen wir den Mund auf, da wackelten die Wände, tiefe Risse klaffen auf, und der Putz fiel von der Decke! Wir fallen mehr, als daß wir laufen hinab in den Keller. Gleich nebenan haben Bomben eingeschlagen, es werden dreißig Tote gezählt! „Aus dem „Tischlein deck dich,“ wird ein „Knüppel aus dem Sack.“

An der Straße steht ein Gendarm der uns nach dem Woher und Wohin fragt. Wir erzählen ihm von dem Verwundeten mit dem Kopfschuß. Er läßt uns in Richtung Front weitergehen, obwohl wir selbst keine Lust mehr haben, noch mals in diesen Hexenkessel vorzugehen. Überall sind unsere Truppen auf dem Rückzug. Der Russe auf dem Vormarsch in Richtung Berlin! Es ist doch längst ein sinnloses Sterben. Kaum vorstellbar was sich alles abspielt. Millionen Menschen sind auf der Flucht. Frauen, Kinder, Alte, Militär und von allen Seiten Tod und Verderben!

Feindliche Jagdflugzeuge schießen auf die im Stau stehenden Massen, ein Inferno, schlimmer kann man es sich nicht einmal vorstellen! Ich treffe den Sanitätsfeldwebel aus unserem Gefechtstand wieder! Er erzählt mir, was ich schon weiß, daß unsere Einheit völlig aufgerieben und in alle Winde versprengt ist. Ihm selbst geht es nicht gut, er hustet Blut aus der Lunge und braucht dringend Hilfe, aber es gibt keine in diesem einzigen Chaos. In einem Wald treffen wir auf einen bunt zusammen gewürfelten Haufen. Zivilisten, Soldaten, Flüchtlinge viele wol-

len von ihnen wieder nach Hause. Sie meinen, daß der Feind doch zurück geschlagen wurde!

In einem Graben sammelt ein Feldgendarm versprengte Soldaten. Eine Stalinorgel feuert auf uns, daraufhin völliges Durcheinander. Von dem Gendarm war nichts mehr zu sehen und jeder der noch konnte, suchte das Weite.

Glauben denn die Leute immer noch an die Wunderwaffen? Es schien so! Hätte es sie gegeben, wären sie doch längst zum Einsatz gekommen! Aber das Kriegsglück war nicht mehr auf unserer Seite und "Gott mit uns" schon gar nicht!

Im nächsten Dorf liegt eine Einheit Artillerie. Mit mir ging wieder "Irgendjemand," der auch seine Einheit verloren hat. Wir wollen uns der Ari anschließen, doch sie wollen uns nicht.

Der Hunger tut weh, und so suchen wir ein verlassenes Einfamilienhaus. Die Besitzer konnten ihr Eingemachtes nicht alles mitnehmen und für unseren Hunger war genug da! Es gibt eingemachtes Fleisch, Salzkartoffel, Himbeersaft und Birnenkompott! Es ist herrlich einmal wieder satt zu werden, und wir genießen es! Da lacht der Gaumen und der Magen freute sich. Drei Tage haben wir nichts rechtes mehr zum Essen gefunden.

Wir machen auch große Toilette! Inzwischen wimmelt es bei mir von Läusen, meine Brust ist aufgekratzt und wund. Was nützt das Läuseknacken, es wird immer schlimmer!

Es ist frech, aber wir waren unsäglich müde und legen uns in die feinen Betten. Drei oder vier Stunden schlafen wir wie in Abrahams Schoß, dann geht das Getöse wieder los. Ein unerträgliches Krachen und Ballern jagt uns aus den Betten und in die Hosen. Ringsum stehen Leuchtkugeln am Himmel und ringsum brennt es.

Im Freien fühle ich mich wohler. Auf einer Anhöhe wähten wir uns sicherer. Flugzeuge sind ständig in der Luft und wir achteten schon gar nicht mehr auf sie. Als wir in den Ohren wieder das bummern spüren, werfen wir uns schnell auf den Boden. Ganz in der Nähe zerreißen Bomben die Erde auf. Gott sei Dank, daß wir davon gekommen sind.

Am Abend kommen wir in einen Wald und legen uns im feuchten Gras schlafen. Es ist nicht mehr zum aushalten, ständig in Todesgefahr,

nirgendwo sicher, gejagt Tag und Nacht! Ich schlafe trotzdem gleich ein, spüre aber im Schlaf die Kälte bis ins Mark. Steif und unterkühlt müssen wir uns am Morgen erst einmal warm reiben und laufen.

Das Dorf, in dem wir tags zuvor noch rasteten, wurde in der Nacht zum Trümmerhaufen!

Es ist noch gar nicht so lange her, da feierten wir Sieg um Sieg mit Heil und Gloria. Jetzt werden wir gejagt im eigenen Land, und das ist verdammt höllisch.

Bei einer Fallschirmjäger Einheit versuchen wir wieder Anschluß zu finden. Wir bekommen etwas von ihrem Eintopf ab. Die Sonne scheint herrlich, ich nutze die Zeit und die momentane Ruhe, um mich am Bach zu waschen. Auch den Läusen muß ich wieder einmal an den Kragen gehen. Meine Brust blutet aus vielen Wunden vom kratzen, es ist unerträglich.

Ein Kamerad nimmt mein Kochgeschirr mit, um noch mal Eintopf nachzufassen. Plötzlich rauscht etwas heran, es kracht und fliegt in der Luft herum, kreuz und quer. Ich ducke mich in den Bach, es ist meine Rettung. Schnell ziehe ich mich an. Die Ari-Einheit packt was noch intakt ist zusammen. Bis ich mich angezogen habe, sind sie schon weg.

Es sieht verheerend aus auf dem Platz, einige Wagen und Geräte sind zertrümmert und die Toten bleiben liegen. Wer flüchten konnte, war schon weg.

Der Kamerad, der mit meinem Kochgeschirr noch mal Essen holen wollte, finde ich nicht mehr. Ist er tot oder ist er geflüchtet? Tiefe Krater um uns. Noch einer war mit mir am Bach, mit ihm gehe ich weiter.

Schon längere Zeit habe ich keine Bezugsperson, immer mehr oder weniger zufällige Leidensgenossen. Seit Pocking traten Menschen in mein Leben und verschwanden wieder, mal kurz, mal etwas länger. Nicht einmal ihren Namen kannte oder erfuhr ich

Von Zuhause habe ich schon lange keine Post mehr bekommen. Erfahren habe ich, daß Reutlingen bombardiert wurde, ob es die Meinen überlebt haben? Von meinem Bruder Hans weiß ich überhaupt nichts, auch er ist Soldat, aber wo? Viel Gedanken kann ich mir nicht machen, dafür ist alles zu aufregend und jeder kämpft jetzt ums pure

Überleben!

Hinter uns kommen wieder russische Panzer, die immer in die Gegend feuern. An einer Straßenkreuzung springen wir auf eine fahrende Kanone. Argwöhnisch werden wir wahrgenommen, wir waren nicht willkommen. Bald springen wir wieder ab und gehen querfeldein weiter. Auf der Wiese liegt ein herrenloser Rucksack mit Wäsche. Irgend jemand wurde ihm zu schwer, nun liegt er hier für mich! Endlich mal wieder frische Wäsche! Es ist für mich eine Wohltat, aber wie lange? Bald wird es auch in ihr wimmeln.

Über uns sind immer feindliche Jäger, sie schießen auf alles was sich bewegt. Von unserer Luftwaffe ist nichts mehr zu sehen. Zuletzt sah ich deutsche Jäger in der Gegend von Buschdorf, sie kamen im Tiefflug und griffen russische Panzer an. Es war mutig, diesem unheimlichen Abwehrfeuer zu trotzen und anzugreifen. Schwarze Rauchfahnen zeugten von den Treffern. Solange ich zugesehen habe, wurde keine Maschine abgeschossen.

In einer Schonung werden wir angerufen: Halt, wer da! Es sind drei Landser, auch sie sind Versprengte. Sie schließen sich uns an. In der nächsten Ortschaft machen wir Rast. Es ist schon 22 Uhr. Die feindlichen Flieger schwirren in der Luft, und machen andauernd Blitzlichtaufnahmen. Wenn sie ein Ziel erfaßt haben, wird kurze Zeit später bombardiert. In einem verlassenen Haus finden wir alles was der Mensch so braucht. Vom Gekrache rundum lassen wir uns nicht stören. Wir legen uns in den schönen Betten zum schlafen.

Nach Mitternacht schreckt einer hoch: "Maschinengewehrfeuer, die Russen sind da!" Schnell in die Kleider und hinaus, doch in direkter Nähe war nichts mehr zu hören. Beruhigt, aber hellhörig legen wir uns mit der Kleidung wieder ins Bett.

Am nächsten Morgen marschieren wir weiter, immer in Richtung Berlin. Mitten auf einem riesigen Ackerfeld sehen wir drei Punkte auf uns zufliegen. Von uns wollen die doch nichts dachten wir, aber denkste, sie feuern aus allen Rohren auf uns! Wir werfen uns in eine Ackerfurche und sie fliegen weiter.

Auf einem Hügel machen wir halt und essen vom kleinen Vorrat, den wir eingesteckt haben. In der Ferne hören wir starkes Motorenge-

räusch. Es kommt näher, wird immer drohender, da ein ganzer Verband russischer Bomber. Vom Hügel aus müssen wir zusehen, wie Müncheberg in Schutt und Asche fällt! Außer einer riesigen Rauch- und Staubwolke ist nichts mehr zu sehen.

Überall Flüchtlinge, die das Allernotwendigste in Koffern, Kartons und Taschen mit sich schleppen, soviel sie gerade noch tragen können. Bauern hatten es besser, sie konnten ihre Pferde an den voll beladenen Planwagen anschirren. Sie bleiben aber oft im Stau hängen und sind schutz- und wehrlos feindlichen Fliegern ausgesetzt. In Ortschaften rasteten sie, und nun in Müncheberg dieses Inferno. Was für herzerreißende Szenen und Schicksale mögen sich da wieder abgespielt haben!

Wir ziehen weiter durch einen Wald, auch er ist voller Menschen! Alte, Junge, Mütter mit Kindern, alles ist auf der Flucht. Sie verstecken sich vor einem heranwalzenden, unberechenbaren Feind.

In der Nacht regnet es auf diesen Wald, aber keinen segnenden Regen. Nein Feuer und Schwefel, Bomben und Granaten. Es ist wie in Sodom und Gomorrha. Eigentlich wollten auch wir in diesem Wald übernachten, aber es zog uns weiter. Nun sehen wir vom Hügel gegenüber die Hölle! "Und ob auch Tausend fallen zu deiner Rechten und Zehntausend zu deiner Linken, so soll es dich doch nicht treffen! So hieß der Spruch, den mein Vater zu seiner Konfirmation erhalten hatte! Ihn hat es im ersten Weltkrieg nicht getroffen, sollte es für mich auch noch gelten? Gott sei Dank, solch furchtbares Geschehen erlebt der Mensch nicht mit vollem Bewußtsein, man ist mehr oder weniger in einem Trance ähnlichen Zustand.

Viele fragen warum läßt Gott so etwas zu? Nun ich denke, daß der Mensch die Freiheit hat sich ein Paradies zu schaffen, oder aber auch die Hölle. Sein Tun kann gesegnet, aber auch verflucht sein. Bis eines Tages die Zeit erfüllt ist und Gott dem Treiben der Menschen ein Ende setzt! Ich glaube an Gottes Schöpfung und seine Vollendung!

In einem Bahnwärterhaus wollen wir übernachten. Doch es wird nichts daraus, Panzergranaten schlagen ins Haus. Fluchtartig machen wir uns aus dem Staub und suchen ein anderes Nachtquartier.

Am nächsten Tag fährt ein Kübelwagen auf uns zu, besetzt mit zwei Offizieren. Mit hochgeschlagenen Pelzkragen befehlen sie uns un-

ter Androhung der Todesstrafe, zu einem in Sichtweite gelegenen Gehöft zu gehen. Als wir zögerten, zogen sie ihre Pistolen und zeigten uns wo der Bartl den Most holt! Mit "Jawohl!" marschieren wir los. Es kommen uns Landser entgegen. Zu spät, der Russe ist schon im Gehöft! Die Offiziere haben sich inzwischen verduftet.

Die Nächte sind bitter kalt, doch fühlen wir uns im Freien sicherer, und legen uns in Gottes freier Natur zum schlafen. Zwei dünne Decken, die ich inzwischen organisiert habe, sind meine Zudecke, sie geben aber nicht genügend Wärme. Morgens müssen wir uns erst einmal warm strampeln, und uns die Kälte vom Leib klopfen. Die Kälte geht durch Mark und Bein, doch seltsamerweise wurden wir nicht krank!

Wir stoßen auf einige Fallschirmjäger, sie verteilen Zigaretten. Ich als passionierter Nichtraucher, rauche auch!

Ich empfangen einen Funkspruch, der da lautet: „Haltet noch 48 Stunden durch, dann haben wir's geschafft! "Gerüchte gehen um, daß die Alliierten mit uns gegen die Russen kämpfen!

Die Alliierten mit Hitlers Soldaten? Das kann ich nicht glauben! Es ist ein Traum, viel zu viel gräßliches ist passiert. Auch nach 48 Stunden hat sich nichts getan, der Krieg ist endgültig verloren.

Wir Zwei marschieren weiter und kommen abends zu einer Scheune mitten auf einer großen Wiese. Wir legen uns schlafen, da bewegt sich was im Stroh. Wir erschrecken, Schußwaffen gehen allzu schnell los! Was ist ein Leben noch wert? Es sind Buben, die man in eine Uniform gesteckt hat und so wie wir hier übernachten wollen.

Schwere Explosionen wecken uns auf. Deutsche Pioniere sprengen Brücken, Eisenbahnschienen und Munitionslager. Hitler will nur noch verbrannte Erde hinterlassen! Als von einigen Bomben unsere Scheune anfang zu wackeln und Dachziegel herunterfielen, machen wir uns mitten in der Nacht alle zusammen auf den Weg.

An einem See ist die Frage, links oder rechts? Wir werden uns nicht einig, ich will rechts, so sagt mir mein Gefühl, sie alle wollen links. Ich gehe allein weiter und lege mich mitten in einem Wald mutterseelen allein noch mals hin zum schlafen. Seltsam, ich fühle mich hier sicher und geborgen!

Überall brennt es, krachte es, und schwirrt Eisen und Stahl in der

Luft, unheimlich und tödlich! Von den gesprengten Munitionslagern fliegen die Geschosse in alle Richtungen, ein Feuerwerk des Teufels.

In der nächsten Ortschaft treffe ich auf eine Kompanie Soldaten. Ich habe großen Hunger! Schon soll ich einen Schlag Eintopf bekommen, da riet mir einer zu gehen, bevor sein Speiß kommt! Tatsächlich er kam, schaut mich an und ich wußte, ich habe zu verschwinden! Mir knurrt der Magen, schon tagelang keine rechte Mahlzeit mehr. Wo sollte ich suchen?

In einem Haus finde ich eine Flasche Wein. Ich trink und trinke, will einmal wieder alles vergessen! Ich finde noch zwei Eier, die ich mit dem Wein vermische, und fühle mich etwas gestärkt. Halb betrunken mache ich mich auf den Weg. Als Einzelgänger war es ganz unangenehm, zu schnell hängt man irgendwo an einem Galgen!

Nach einiger Zeit komme ich wieder in einen Wald voller Militär und Material. Da sehe ich in der Ferne kleine Pünktchen am Himmel. Schon wieder Bomber! Je näher sie kommen, desto mehr wurden es. Was tun? Hier ist alles voller Militär, gilt's dem Wald? Soll ich in die etwa 300 Meter entfernte Stadt laufen?

Ich ducke mich in einen Graben. Der Angriff gilt der Stadt. Immer neue Staffeln kommen angefliegen, Qualm und Rauch verdunkeln den Himmel. Lieber Gott wo bist du? Ist das eine Strafe Gottes? Für die unseligen Verbrechen, die geschehen sind? Wieder hatte ich den richtigen Riecher und bin nicht in die Stadt gerannt!

Und wieder finde ich einen neuen Kumpel. Es regnet und wir suchen Schutz unter einem Strohhaufen. Beide schlafen wir ein, der Schlaf tat gut! Im nächsten Ort wird Wäsche verteilt. Lagerhäuser werden geöffnet und die Bevölkerung darf sich bedienen. Klar, wie lange noch und der Russe schnappt sich alles! Naiv lange ich mir ein braunes Hemd und ziehe es an. Später warnt mich ein Zivilist: „Was glauben sie, der Russe zerreißt sie in der Luft, wenn er sie in diesem braunen Hemd erwischt! " Ich muß es schnellstens wieder los werden.

Wieder einmal bin ich im Alleingang. Im zweiten Stock eines Hauses suche ich nach Lebensmittel. Im selben Moment schießt die Stalinorgel und trifft das Haus, in dem ich mich befand. Ich springe in Wahnsinnseile die Treppen hinunter in den Keller. Nachdem es drau-

ßen ruhiger wird inspiere ich den Stall. Es liegen zwei Hühnereier im Nest. Ich mache ein kleines Feuerchen, gebe die aufgeschlagenen Eier in den Deckel des Kochgeschirrs, das ich mir schon längst wieder besorgt habe, und backe mir Ochsenaugen, die gut schmecken.

Nicht nur für uns Menschen ist der Krieg schrecklich, auch die Tiere müssen leiden. Herrenlos irren sie umher, litten Hunger und Durst, werden getroffen und verenden scheußlich. Hunderte von Rindern sind auf den Feldern, können nicht gemolken werden, weil die Bauern auch auf der Flucht sind.

Die Straßen nach Berlin sind vollgepropft mit Menschen und Material. Gott sei Dank bedecken Wolken den Himmel, aber wehe sie gehen auf. Ja, selbst ohne Sicht schossen die Jagdflieger herunter!

Ich habe alles so satt, daß ich mit dem Gedanken spiele Zivilkleider anzuziehen, und auf die Russen zu warten. Es ist einfach psychisch und physisch nicht mehr auszuhalten. Hunger, ständig den Tod vor Augen, oft ganz allein und müde zum umfallen. Wer schreit da nicht nach Gott? Mein Gedanke ist, daß mir als Zivilist vielleicht nichts geschehen würde! Gott sei Dank tat ich es nicht, es wäre der größte Irrtum meines Lebens geworden!

Einmal habe ich erlebt, wie ein Landser der neben mir steht, beim Trommelfeuer laut betet und Gott um Schutz anruft. Nicht lange, es ist wieder ruhig, höre ich ihn häßlich fluchen! Ich spreche ihn daraufhin an, seine Antwort ist: „Wenn Gefahr für Leib und Leben droht, dann bete ich, jetzt ist die Gefahr vorbei!“ Ein einfaches Rezept, aber ob Gott da mitspielt?

Auf der Straße nach Berlin fährt eine Einheit der Artillerie. Ich sitze auf und fahre mit. In der nächsten Ortschaft bleiben sie stehen. Es regnet und russische Artillerie schoß immer wieder in den Ort. Die deutsche Artillerie unternimmt nichts. Sie stehen und stehen bzw. sitzen herum und gehen weder vor noch zurück. Die Offiziere haben auch die Nase voll und versuchen so gut wie möglich, mit ihrer Einheit über die Runden zu kommen, ohne noch bei irgendwelchen Fanatikern anzuknicken!

Es ist alles sinnlos, schade für jeden Toten, den es jetzt noch gibt. Leider gibt es immer noch welche die den Krieg gewinnen wollen,

und zu allem fähig sind. Stundenlang stehen sie, der Regen hört nicht auf, und mir wird es zu dumm ich ziehe allein weiter.

Ein Zivilist lädt mich in sein Haus zu einem Glas Saft ein. Soeben spricht Göbbel's über Drahtfunk. Er redete vom Durchhalten und weiß doch, daß seine Stunde geschlagen hat. Die Angst der Menschen ist unbeschreiblich. „Was sollen wir tun?“ Guter Rat ist teuer. Flüchten, wo doch die Strassen alle verstopft sind? Einmal höre ich von einem weisen Mann, der sich mit anderen in einer fast ausweglosen Situation befindet sagte: „Da hilft nur noch beten!“-Sofern Gott hört!-

Ich gehe weiter, mal allein, mal mit anderen. In einer kleineren Stadt marschiert ein Trupp Soldaten, an der Spitze ein junger Leutnant. Als er mich erblickt befahl er mir, mich anzuschließen. Er will den Russen aufhalten und die Stadt verteidigen. Alle die er einfängt haben die Schnauze gestrichen voll. Ich auch, und dabei habe ich nicht einmal eine Waffe in der Hand. Bei der nächstbesten Gelegenheit verdrücke ich mich. Er vermißt mich sofort, suchte, fand mich und setzt seine Pistole auf mich an. „Ich knall sie nieder“ schrie er mich an und zielte auf meinen Kopf. Eiskalt schaue ich ihm in die Augen, ich habe in dem Moment keinerlei Empfindungen. Langsam läßt er die Waffe sinken und ich schließe mich wieder an. Aber bald, bei einer Schießerei kommt für mich die nächste Gelegenheit, ich verschwand. Er fand mich nicht mehr, er hätte mich wahrscheinlich auch gleich erschossen!

Als außerhalb einer Ortschaft eine Kolonne ins Rollen kommt, schwinde ich mich auf einen LKW und fahre mit. Sie fahren bis Berlin durch. Mir wird es himmelangst, ich muß mich doch irgendwo melden, aber wo? Das Wetter hellte auf. Berlin steht unter andauerndem Bomben und Granatenhagel. Ich schleiche mich immer an der Wand entlang, und stoße auf einen Feldweibel. Er ist auch von der Fallschirmtruppe und sagte mir, daß unsere Einheit wieder zusammen gestellt wird, er weiß auch wo. So marschieren wir los, ein weiterer versprengter Fallschirmjäger schließt sich uns an. Wir kommen an eine Strassenkontrolle. Als Versprengte bringen sie uns zu einem Hauptmann vom Volksturm. In seinem Zimmer wird geraucht und getrunken. Als unser Feldweibel auch eine Zigarette anzünden will wird er vom Hauptmann angeschnauzt. Der Feldweibel begehrte auf und sagte, hier rauchen doch alle! Aber sie nicht, erwiderte der Hauptmann! Ärgerlich drückt er seine

Zigarette wieder aus. Der Hauptmann schickt uns eine Straße weiter zu einem Major. Auf dem Weg dorthin ist der Feldwebel in der Dunkelheit verschwunden.

Beim Major angekommen, fragt mich dieser nach meiner Ausbildung. Als Funker kam ich gerade recht. Ich soll zum Regimentsgefechtstand. Der andere kam zur Truppe.

Am nächsten Morgen spreche ich beim Herrn Major noch mals vor und erzähle ihm, was ich inzwischen erfahren habe. Unsere Fallschirmtruppe wird in Potsdam gesammelt und neu aufgestellt. Als Divisionsfunker gehöre ich zum Spezialpersonal und werde dringend gebraucht. Tatsächlich war am Abend noch eine Nachricht eingegangen, wonach alle Angehörigen der 9. Fallschirmjäger-Division sich in Potsdam zu sammeln hätten, und Nachrichtenleute dringend benötigt werden.

In meinem Soldbuch steht "Spezialpersonal und Fallschirmjäger-Armee" eingedruckt. Der Major hat die Nachricht auch vorliegen und stellt mir einen Passierschein nach Potsdam aus! Für mich wieder wie ein Wunder, bekomme ich doch buchstäblich in letzter Minute einen Freifahrschein nach Potsdam!

Ganz unerwartet treffe ich nun noch auf meinen Troß vom 26. Regiment und schließe mich spontan an. Im Südwesten wollen sie aus Berlin heraus nach Potsdam. Wir wissen, daß Berlin schon größtenteils umzingelt ist. Es ist Zeit zum Essen, der Troß machte halt und die Fleischbrocken fliegen in die Gulaschkanone. Bald duftete es herrlich, der Magen knurrt und das Wasser läuft mir im Mund zusammen.

Zivilisten helfen beim Kartoffeln schälen, auch sie hatten Hunger. Plötzlich hören wir ganz in der Nähe Gewehrschüsse. Wir horchen auf, es kommen deutsche Soldaten und erzählen, daß gleich hinter ihnen Russen kommen!

Eiligst werden die Pferde eingespannt und ab nach Berlin-Mitte. Aus war der Traum von einem warmen Mittagessen!

An einer Panzersperre befahl uns ein junger SS-Offizier abzustiegen und einen ausgehobenen Schützengraben zu besetzen. Ich half einigen Volksturm Männern eine Panzersperre zu schließen, während die anderen schon abgehauen sind, und dem Troß nachliefen. Mit ge-

zückter Pistole hat uns der SS-Offizier in den Schützengraben gezwungen. Die Knallerei kommt näher, der SS-ler setzt sich auf sein Motorrad und fährt davon! Allein bin ich noch im Graben, während in einiger Entfernung russische Infanterie und Panzer vorrücken. Ich laufe den Graben entlang und im Zick-Zack zu den nächsten Häusern.

In der Stadt finde ich unseren Troß wieder, sie kennen sich nicht aus und wissen nicht wohin. Ich schlage eine Richtung vor. Nur einer entschied sich mit mir zu gehen, so trennten wir uns vom Troß. Ein Auto mit zwei Feldwebel hielt an. „Wo geht es nach Potsdam“ wollen sie wissen. Ganz ungeniert tat ich so, als ob ich den Weg wüßte und sie nahmen uns mit. Da ich den Weg nicht wußte, diktierte ich frech wie Oskar die Richtung frei Schnauze, immer der Sonne nach.

SS-Männer halten uns an. Mein Passierschein genügte um weiter zu kommen. An der Ausfahrt nach Potsdam ist eine Sperre. Wieder müssen wir halten. Das Auto wird beschlagnahmt und wir kommen in eine Sammelstelle. Auf einem Dachboden legen wir uns schlafen. Kein Heu, kein Stroh, nur so auf dem kahlen Boden, der so hart ist wie ein Stein. Ich kann nicht schlafen. Auf dem puren Erdboden wäre ich sicher gleich eingeschlafen. Am Morgen gibt es endlich etwas zum essen.

Auch in dieser Sammelstelle hilft mir und den anderen mein Ausweis, bzw Passierschein zum Weiterkommen nach Potsdam. Wahrscheinlich ist es eine der letzten S-Bahnen, wenn nicht die Letzte, mit der wir nach Potsdam fahren.

In Potsdam sehen wir erstmals nur Ruinen. Diese einst so schöne Stadt liegt in Schutt und Asche. Ein vornehmer Herr will wissen, ob in Berlin tatsächlich überall weiße Flaggen gezeigt werden. An einzelnen Häusern habe ich Bettlaken gesehen, aber wer hat die gezählt, die wegen Feigheit vor dem Feind aufgehängt wurden.

Lange haben die Berliner auf den Ami gehofft, aber sie wurden enttäuscht. Die Amis blieben an der Elbe stehen. Die Angst vor den Amerikanern und Engländern war bei weitem nicht so groß, wie vor den Russen. Sie hätten wahrscheinlich fast ungehindert bis Berlin vorrücken können.

Wieder hält uns in Potsdam ein Gendarm an, er wußte nichts von einer Sammelstelle für Fallschirmjäger, ließ uns aber ziehen. Vor der

ausgebrannten Garnisonskirche machen wir Rast auf einer Bank. Nur ein trockenes Stück Brot hatte ich noch zum knabbern. Langsam aber sicher magerte ich ab, nie wußte ich, wann und wo ich noch was zu essen bekomme! Selten etwas Warmes.

Ich traue meinen Augen nicht als ich sah, daß ein Zug Fallschirmjäger anmarschiert kommt. Wir schlossen uns an, aber sie wußten nicht wohin? Als der Zug über die Havelbrücke will, kam uns ein Uniformierter entgegen und rief, daß die Brücke gesprengt wird! Uns ist klar, daß wir im Kessel sind. Alles kehrt Marsch, aber wohin? Wir treffen auf einen Mann vom Volksturm, er kennt sich aus. Er verspricht uns das wir Verpflegung bekommen. Er führt uns zum Stadtkommandanten. Endlich sind wir da. Meine Füße schmerzen, ich kann nicht mehr.

Der Stadtkommandant schickt uns noch mal weiter, noch mal eine Ewigkeit marschieren? Nein, nichts zu essen, die Füße wund und wieder weiter? Nein, ich war so fertig, ich konnte nicht mehr und setzte mich unauffällig ab. Ein Zweiter folgte mir. Nun erstmal irgendwo rasten und schlafen. Die kurze Ruhepause tat gut und schon ging es weiter.

Im nächsten Ort gehen wir in eine Gaststätte und bekommen tatsächlich ein Stammgericht ohne Marken. Es war wenig nahrhaft, aber endlich mal wieder etwas Warmes, und besser als nichts! Der Hunger war nicht mehr so schlimm. Am Abend suchten wir nach einem Nachtquartier, eine junge Witwe nahm uns auf. Ihr Mann war gefallen, die Trauer stand ihr im Gesicht geschrieben. Wie eine Mutter betreute sie uns Zwei. Sie wusch uns die Füße, machte ein Essen und stopfte uns die Socken.

Später saßen wir mit den Hausleuten zusammen, einem Feldwebel der Luftnachrichten vom nahe gelegenen Flugplatz und seiner Frau. Sie waren beide fast irrsinnig vor Angst. Schon viel hatten sie über Greueltaten gehört und wollten ihrem Leben selbst ein Ende setzen.

Ihr Grammophon spielte schöne Weisen und entrückte uns ein wenig von der Wirklichkeit. Der Feldwebel traute sich nicht zu fliehen, er mußte seinen Dienst machen, sonst drohte ihm die Todesstrafe. Seine Frau wollte allein nicht fliehen, wohin auch?

Zwei Tage blieben wir in diesem Haus, dann wurde es Zeit zum weitergehen. Sie gaben uns Zigaretten und etwas Brot mit. Ihnen fiel

der Abschied unendlich viel schwerer als uns. Als wir Aufwiedersehen sagten weinte die Frau des Feldwebels bitterlich. Wir konnten sie noch überzeugen, daß Selbstmord keine Lösung sein kann. Immerhin ist die Chance gegeben, zu überleben.

Uns ist klar, das wir vom Russen eingekreist sind. Ein Landser warnte uns und sagte, daß die Russen schon auf dem Weg nach Eiche seien.

Über eine Eisenbahnbrücke kommen wir nach Werder. Ein Mann in einem weißen Drillichanzug fällt mir auf. Er erzählte mir, daß er eine braune Hose angehabt hat. Ein Russe habe ihn für einen Nazi gehalten und ihn deshalb halbtot geprügelt. Mit letzter Kraft konnte er noch fliehen.

In Werder sind die Lagerhäuser geöffnet und es wurde Wein verteilt. Auch wir bekommen etwas von dem guten Wein, es war ein Hochgenuß!

Eine Frau lädt uns zu einer Tasse Kaffee ein. Dummerweise kratzte ich mich etwas auffällig, da rief sie: „Mein Gott haben Sie Läuse?“ Was sollte ich machen, ich schluckte zweimal und ging ohne Kaffee weiter.

In einer Textilfabrik wird Wäsche verteilt. Ich erwische auch einige Stücke und konnte mal wieder Wäsche wechseln. Wie angenehm frische Wäsche doch sein kann!

In der nächsten Ortschaft, in Bliesendorf treffen wir auf viel deutsches Militär. Alles war vorhanden PKW, LKW, zwei Panzer und Soldaten! Ich rechne in Stärke von zwei bis drei Kompanien, alles bunt durcheinander gewürfelt, auch Fallschirmjäger.

Offiziere berieten, wie man aus dem Kessel am besten ausbrechen kann. Ich versuchte in einem LKW einen Platz zu bekommen, aber alle waren voll besetzt. So setzte ich mich auf den Kotflügel eines Büsing, gleich neben dem Motor. Mir war bewußt, als Zielscheibe war ich so bestens plazierte!

Alles macht sich zum Ausbruch bereit, aber es geht nicht voran, es bewegte sich nichts. Stundenlang sitzen wir, warten und rauchen eine Zigarette nach der anderen. Es wird kühl es wird Nacht, und keiner will seinen Platz aufgeben, alle wollen dabei sein. Erst früh am Morgen

kommt das Signal daß es jetzt los geht.

Die Motoren werden angelassen, eine lange Kolonne setzt sich in Marsch Richtung Wald. Alle Waffen feuerbereit, ich selbst habe immer noch keine Waffe, nicht einmal eine Patrone! Ganz sicher hätte ich in diesem Moment auch gekämpft, denn Gefangenschaft war nach meinen jetzigen Erfahrungen kein Thema mehr. Ich will auf keinen Fall in russische Gefangenschaft geraten.

Plötzlich kommt alles ins Stocken. Von vorne schreit ein Offizier: „Kommando zurück, alles kehrt marsch“. Auf dem schmalen Sträßchen war eine Kehrtwendung gar nicht so einfach.

Russische Panzer sind aufgetaucht, ein Ausbruch war zu gefährlich. Langsam bewegt sich die Kolonne wieder ins Dorf zurück. Da saßen wir wieder in Bliesendorf und warteten weiter.

Auf eigene Faust zog ich mit einem Kapo los, die Lage zu erkunden. Vor uns war die Autobahn auf der russische Panzer patrouillierten. Hatten sie das Militär in Bliesendorf schon entdeckt? Wahrscheinlich nicht, sonst hätten sie Bliesendorf schon dem Erdboden gleich gemacht. Wir gingen wieder zurück und warteten. Stunde um Stunde verging, und keiner wußte wie es weiter gehen soll!

Zu Viert beschlossen wir es noch mal allein zu versuchen. Einer hatte eine Karte und einen Kompaß. An einem See sehen wir Soldaten in einer fremden Uniform. Ein Landser und ich schlichen näher heran, die Zwei anderen warteten und sollten uns bei Gefahr warnen. Als wir zurück blicken, sehen wir unsere Zwei davon laufen. Keine hundert Meter seitlich entdecken wir nun auch solche Uniformträger. Waren es Russen? Hatten die uns schon entdeckt? Schnellstens machen auch wir uns auf den Rückweg, zurück nach Bliesendorf.

Ich war mal wieder fix und fertig und ergab mich in mein Schicksal. Ein Zivilist erzählte uns, daß die Uniformierten, die wir gesehen haben, ungarische Soldaten sind. Diese warten ebenfalls auf eine Gelegenheit zum Durchbruch, und mit ihnen noch viele Zivilisten. Die Zivilisten glaubten aber, ohne Soldaten besser durchzukommen.

Heute ist es schon die dritte Nacht und ich habe noch kein Auge zugemacht, immer bereit dabei zu sein.

Wieder heißt es – heute Nacht geht's los! Ich plazierte mich wie-

der auf dem Kotflügel des Büssing. Niemand traute sich hier zu sitzen, so blieb er für mich frei!

Am frühen Morgen, es ist noch dunkel, geht es dann endlich los. Auf einem Feldweg fahren sie bis zur Autobahn, durch eine Unterführung und in den Wald hinein. Im Wald mußten öfters Bäume gefällt werden um für die LKW's Platz zu schaffen.

Alle waren angewiesen, sobald von irgendwoher geschossen wird, wild in diese Richtung zu feuern! Plötzlich fiel ein Schuß und eine wilde Knallerei beginnt. Die Motoren heulen auf und vorwärts geht es, so schnell es gehen kann.

Es gab Tote auf beiden Seiten, sie liegen am Wegrand, niemand kann sich um sie kümmern. Einige Fahrzeuge fielen aus, sie wurden verlassen. In einem suchte ich nach etwas Eßbaren und wurde fündig. Vor Hunger wurde man sogar leichtsinnig. Ich mußte meinem Büssing nachspringen, auf den schmalen Waldwegen ging es aber auch nur langsam voran.

Der Ausbruch gelang, alle atmeten auf! Als unsere Kolonne wieder eine normale Straße erreicht hat, kamen auch schon russische Jagdflugzeuge und schossen auf uns. Alles sprang ab und in die Felder hinein. Vor Aufregung sprang neben mir einer mitten in den am Straßenrand fließenden Bach! Trotz allem Elend, ich mußte noch lachen.

Nun teilte sich die Kolonne in kleinere Gruppen auf. Ich fand Platz auf einem LKW. Im nächsten Dorf macht unsere Gruppe halt. Einwohner waren noch hier und ich versuchte etwas für den Magen zu bekommen. Wenigstens ein Stückchen Brot. Fehlanzeige, nicht einen Bissen konnte ich erhalten.

So legte ich mich etwas abseits zum schlafen hin. Das war leichtsinnig. Hundemüde wie ich war, schlief ich auch sofort und fest ein. Wie lange weiß ich nicht. Jedenfalls, als ich aufwache, war ich mutterseelen allein. Kein Mensch zu sehen. Ein alter Mann sah mich auf der Straße gehen, kam aus seinem Haus und bat mich sofort zu verschwinden. Der Russe sei hier schon mit Panzern durch gefahren. Wahrscheinlich haben sie mich für einen toten Soldaten gehalten! Mein Schutzengel muß mal wieder da gewesen sein!

Wieder allein, verließ ich schnellstens die Straße hinaus aufs

Feld und in den Wald hinein. Weiter geht es querfeldein immer Richtung Westen!

Unterwegs treffe ich einen Kameraden, der von einem Lazarett kam und nach Belzig wollte. Einen Feldgendarm fragten wir nach der nächsten Sammelstelle für Versprengte. "In Belzig" war seine Auskunft. In Belzig angekommen meldeten wir uns sofort. Es war schon Abend und kein Mensch kümmerte sich um uns. Wir sollten Morgen früh wiederkommen. Mein Kumpel, der eine Verletzung hatte mußte sich auch melden.

Was zur Zeit zur Normalität gehörte war der ständige Hunger. Wir versuchen in einem Gasthaus etwas Eßbares zu bekommen und haben sogar Glück. Es gibt einen Gemüseintopf ohne Fleisch, in den mehr Augen hinein schauten als heraus! Trotzdem hat es uns gut geschmeckt. Als Nachtisch packte mein neuer Kumpel ein paar gekochte Eier aus seiner Tasche, die wir mit Hochgenuß aßen!

Mit einem Landser neben mir kam ich ins Gespräch. Als ich sagte, daß der Krieg bald zu Ende ist, schrie der laut auf! Ob ich nicht mehr an den Endsieg glaube, jetzt kommen erst die neuen Waffen und bla, bla, bla,..... Ich, beziehungsweise wir mußten uns jetzt verdrücken, der Kerl war ein Fanatiker und wurde uns gefährlich.

Hitler hat in einer Rede noch mal verkündet: "Berlin bleibt deutsch und Wien wird wieder deutsch!" Göbbel's und er waren noch in Berlin, um mit dieser Stadt unterzugehen! Kaum noch 60 Kilometer waren die Russen und die Ami's voneinander entfernt und dazwischen noch ein Häuflein hungernder und zermürbter deutscher Soldaten und viele vertriebene, zerbotte, zermürbte Zivilisten.

Ist das noch zu fassen, es kommt mir eine Kolonne von Buben, fast noch Kinder mit Fahrrädern, rechts und links eine Panzerfaust, entgegen. Sie rutschen auf dem Sattel hin und her, weil ihre Füße kaum bis zu den Pedalen reichen!

Sie sollen den Russen verjagen und Berlin wieder freikämpfen! Wie erbärmlich, Kinder als Kanonenfutter in den Tod zu schicken!

Und immer noch gibt es Menschen die an einen Endsieg glauben. Auch der Dummste muß doch jetzt sehen, was die Uhr geschlagen hat!

In Belzig sind die Bewohner nicht mehr massenhaft geflüchtet, wo sollten sie auch hin?

Wir suchen Privat nach einem Quartier, um uns am nächsten Morgen wieder zu melden. Als wir an einem Haus anklopfen, öffnet ein Mann vorsichtig und mißtrauisch. Erst wollte er Ausweispapiere sehen, dann genehmigt er uns im Heuschaber zu schlafen. Wir schliefen ruhig und gut. Sogar ein Frühstück bekamen wir von den Leuten, dann machten wir uns auf den Weg zur Versprengten - Sammelstelle.

Erst stehen wir und warten eine Ewigkeit. Offiziere unterhalten sich bei Sekt und Wein, sie warten auf das Ende! Als wir endlich beachtet werden, schicken uns die Herren weiter nach Alten - Grabow. Die russische Artillerie schoß schon nach Belzig hinein und die Menschen mußten sich wie die Maulwürfe verkriechen.

Auf dem Weg nach Alten-Grabow kommen wir an einer Kantine vorbei. Es roch nach Mittagessen und unsere Mägen knurrten! Wir schauten zum Fenster hinein und fast liefen uns die Augen über. Da entpuppte sich mein Begleiter als ein ganz raffinierter Fuchs! „Was habt ihr denn da?“ fragte er, und deutete in eine Ecke. Alle schauten sie dorthin und schon hatte er eine Konservendose, die am offenen Fenster stand geschnappt, und schob sie mir zu! Und noch einmal langte er zu! Mir verschlug es die Sprache, aber der Hunger ließ mich schweigen.

Natürlich war es gefährlich zu "organisieren". Jetzt noch am Galgen zu enden wäre doch sehr unangenehm gewesen, angesichts der nahen Kapitulation! Die Leute aus der Kantine waren sehr freundlich, sie schenkten uns zwei Gemüsedosen! Als wir später dinierten, war die Angst vergessen und Leib und Magen zufrieden.

In Alten - Grabow melden wir uns. Offiziere, auch reichlich alkoholisiert debattieren über die Frage, wie lange es wohl noch gehen wird! Wir bekommen etwas Verpflegung und einen Marschbefehl an die Ostfront!

Ein Stabsfeldwebel, ein Feldwebel, ein Kapo, wir und noch zwei, drei Mann marschieren los. Wohin wir beordert sind, weiß nur der Stabsfeldwebel. Wir haben es nicht mehr eilig. Schon im nächsten Dorf suchen wir ein Nachtquartier. Ohne unser Wissen änderte der Stabsfeldwebel den Marschbefehl von Ost nach West! Wohl merken wir die Rich-

tungsänderung, aber keiner sagt etwas. Leute erzählen, daß der Ami schon 60 Kilometer Entfernung östlich der Elbe steht.

Bei meinen Quartiersleuten gibt es ein gutes Abendessen. Die Vorratslager waren offen, und die Leute holten soviel sie tragen konnten. Wir saßen noch gemütlich zusammen und wurden alle satt!

Schon laut hört man den Kanonendonner der nahen Front, und am Himmel zogen feindliche Jäger und Bomber hin und her. Sie bombardierten und beschossen alles was sich ihnen anbot. Von unserer Luftwaffe war nichts mehr zu sehen. Mit einer unbeschreiblichen inneren Angst sagten wir uns „Gute Nacht“ trotzdem schlief ich lange und gut.

Am Morgen verabschiedeten wir uns mit „Adieu“ und „Gott befohlen!“ Unser Trupp marschierte weiter in Richtung Deetz. Ein Einwohner erzählt, daß der Ami in Zerbst ist. Viele deutsche Soldaten hätten sich schon zu den Amerikanern durchgeschlagen.

Flüchtlinge kamen vom Westen zurück und waren schockiert, der Ami ließ sie nicht über die Elbe! Nun kam die Feuerwalze, der sie bereits entronnen waren, wieder auf sie zu! Grausame Welt.

Bei einer Bäuerin bekommen wir Pellkartoffel mit Salz. Wie gut doch so eine Kartoffel schmecken kann, viel besser als in Friedenszeiten! So bekam ich einmal ein Stück halbweises Brot, es schmeckte wie Kuchen so köstlich!

Leute erzählen, daß die SS vor den Linien der Ami's steht und jeden, der sich diesen Linien nähert, erschießen würde. Unsere Feldwebel's bekommen es mit der Angst zu tun, sie wollen nicht mehr weiter. Sie ändern die Marschrichtung nach Norden. Ich setze jetzt alles auf eine Karte. So nahe beim Ami gibt es für mich kein ausweichen mehr. Was tun? Nach kurzer Beratung trennen wir uns.

Zu Dritt gehen wir weiter gen Westen. An einer Kreuzung steht ein Flakgeschütz, dabei ein junger Soldat. Die ganze Mannschaft ist schon ab zum Ami, ich will noch warten sagte er uns! Er stand so einsam und verlassen da! Wir ermunterten ihn mit uns zu gehen, doch er hielt die Stellung.

Langsam kommen wir den amerikanischen Linien näher. In der

Ferne sehen wir schwere Lastwagen mit weißer Fahne. Es sind Amis. Sie haben die Erlaubnis aus einem Gefangenenlager alliierte Staatsbürger zu holen. Es war im Moment für mich ein bewegendes Gefühl! War der Zeitpunkt des "Aus" für mich gekommen?

In einem Wald machen wir noch mal Rast und erfahren, daß Hitler tot ist! Auf dieser Erde konnte ihn niemand mehr richten. Doch vor Gottesgericht werden wir alle einmal stehen und uns zu verantworten haben.

An einer Straße liegen vier Polen in der Sonne. Sie schenken uns Zucker, und zeigen uns den richtigen Weg zum Ami. Was wird uns erwarten? Sind die Amis menschlicher als wir es von den Russen gehört haben? Oder haben die Meldungen über KZ-Lager und Greueltaten ihr Herz verhärtet?

Solange ich Soldat bin kam ich nie in die Situation auf einen Menschen schießen zu müssen. Solange ich Soldat war bekam ich nie eine Waffe zum Kampf in die Hand, nicht einmal an der vordersten Front! Es mußte wohl so sein!

Die Masse glaubte an Hitler, es hatte auch so schön angefangen! Nur wenige fürchteten seinen Fanatismus, seine Skrupellosigkeit! "Kehr ich nicht mehr zurück, was ist dabei, wenn nur mein Vaterland mein Deutschland frei!" hieß es in einem Lied, das viel gesungen wurde! Viele kehren nicht mehr zurück und Deutschland ist am Boden zerstört, vollkommen fremden Mächten ausgeliefert!

Kapitel 7

Gefangener im eigenen Land

In der Ferne sehen wir das Sternenbanner, mitten in einer Ortschaft. Noch einige Soldaten stoßen zu uns. Waffen werden demontiert und weggeworfen. Von der SS ist nichts zu sehen. Ein unbeschreibliches Gefühl kommt in mir auf. Einesteils froh, dieser Hölle entronnen zu sein, andererseits sind wir Gefangene im eigenen Land, rechtlos, machtlos, total der Willkür des Siegers ausgeliefert!

Wer wird sich für die Deutschen einsetzen, nach allem was passiert ist? Auch wenn sie uns gleich erschießen, kein Hahn wird nach uns krähen! Aber keine Zeit für Sentimentalitäten. In einem Gebüsch sehen wir Gestalten, es sind Amis. Gerade gehen wir auf sie zu, ohne die Hände zu erheben. Es ist der 3.5.1945!

Was ich nicht erwartet habe, zuerst suchen die reichen Amerikaner nach Uhren und Wertsachen! Vielleicht waren sie doch nicht alle reich, wahrscheinlich gab es auch bei ihnen arme Leute! Dann brachten sie uns in ein Haus. noch mal wurden wir genau durchsucht. Mir wurde Messer, Gabel, Schere und Rasierklingen abgenommen. Wir waren in den Händen der Militärpolizei. Man bot uns eine Zigarette an. Inzwischen waren rund 40 deutsche Soldaten hier. Nach einiger Zeit fuhr ein LKW vor und brachte uns über die Elbe, nach Barby. Es schwirrten Gerüchte, daß der Ami alle Gefangenen dem Russen übergeben will.

Ein großer Bauernhof dient als Gefangenenlager. Eine große Scheune dient als Unterkunft. Alle Ausgänge bis auf einen sind verriegelt und vernagelt. Rundum ist der Hof eingezäunt und überall stehen Wachposten. An einer Seite grenzt der Hof an die Elbe.

Die Scheune ist so voll mit Menschen, daß man teilweise nicht liegen, sondern nur sitzen kann, was beim schlafen sehr unangenehm ist. Überall liegt Stroh herum und natürlich viel Staub und Dreck. Am Tag kann man ins Freie gehen und sich bewegen.

Schon viel häßliches habe ich in den letzten drei Jahren erlebt, aber so ein Gejammer und Gestöhne wie in dieser Scheune, hauptsächlich in der Nacht, habe ich noch nicht erlebt! Unten am Boden liegt alles voll, so voll, daß die oben Sitzen-oder Liegenden nicht hinaus können. müssen sie dringend, wo sollten sie hin? Sie ließen laufen, das war für die unten Liegenden eine heiß-kalte Dusche! Ein fluchen und schimpfen war die Folge! Gesunde und Kranke waren bunt gemischt. Wer Durchfall hat tut sich schwer sich hinaus zu kämpfen! Am Ende des Hofes ist eine Latrine, ein Loch und ein Balken. Nicht weit davon liegen Kranke, schwach, abgemagerte ohne wirksame Hilfe! Natürlich, wo soll bei solch einem Chaos so schnell Hilfe herkommen?

Durch ein großes Tor werfen Einwohner Lebensmittel ins Lager. Jeder versucht etwas zu erhaschen. Fielen sie auf den Boden, zertraten Amis sie im Dreck!

Ich kam dazu, als ein Gefangener von einem Ami mit dem Leibriemen (Koppel) geschlagen wurde, bis das Blut floß! Einen deutschen Offizier machte ich darauf aufmerksam und wies auf die Genfer Konvention hin. Er meinte, hier gilt nur noch das Gesetz des Stärkeren.

Der Hunger nagte, wir kauen Getreidekörner und Rübenschnitzel, die in der Scheune herumliegen. Es gibt nichts zu essen. Ein Wasserhahn ist vorhanden, wenigstens konnte man trinken.

Prall schien die Sonne vom Himmel und ich hatte Zeit, meinen Läuse den Garaus zu machen. Alles voller Läuse und tausende von Eiern. Ich knacke und bürste und reduziere sie auch, aber abends, wenn es in die Scheune geht, kommen sie wieder zu Tausenden. Am Boden sieht man sie marschieren, sie suchten nach Opfern.

Drei Tage lang bekommen wir nichts zu essen. Erst am 6.5.1945 gibt es eine Notverpflegung. (Überlebensration) Es enthielt ein paar Kekse, ein Dösle mit Käse oder Wurst, ein Stückchen Schokolade, Traubenzucker und 5 Zigaretten. Jeder Gefangene erhielt pro Tag ein kleines Päckchen. Natürlich, wie hätte der Ami plötzlich einige tausend Gefangene versorgen sollen?

Es kommt die Meldung, daß Deutschland kapituliert hat! Schreckensmeldungen kommen über deutsche Konzentrationslager! Es muß scheußliches passiert sein! Werden die Amis sich nun an uns rächen? Es ist der 8.5.45!

Am 9.5. bekommen wir zum ersten Mal etwas Warmes. Eine Art Krautsuppe und eine Schnitte Brot, dafür gab es aber kein Päckchen mehr.

Auf einem freien Platz vor der Scheune lagerten diese amerik. Päckchen (Notrationen). Ich muß verrückt gewesen sein, denn ich lange mir beim langsamen vorbeigehen eines der Päckchen, und ließ es unter meiner Jacke verschwinden! Wäre ich ertappt worden, hätte es böse ins Auge gehen können.

An einem Abend, wir sind wieder wie eine Hammelherde eingepfercht, brennt es in einer Ecke der Scheune. Es ist schon Nacht, und man sieht die Flammen und den Feuerschein. Plötzlich ein Schrei wie aus einem Mund: "Feuer, Feuer, Feuer"!!

Unbeschreiblich dieser Augenblick. Ich weiß nicht wie viele Menschen hier eingesperrt sind, vielleicht sind es 1 oder gar 2 tausend Gefangene. Es bricht eine Panik aus, jeder drängt dem Ausgang zu und ich mittendrin. Es ist ein Schreien und Stöhnen. Viele kommen im Gedränge nicht mehr hoch und liegen hoffnungslos am Boden.

In dieser Situation ist der Mensch kein Mensch mehr, er ist vollkommen kopflos wie in Trance. Nur ein Gedanke beherrscht die Sinne, wie kann ich mich retten! Die oben auf den Brettern liegen, haben sowieso keine Chance herauszukommen. Es wäre ganz bestimmt ein tödliches Chaos geworden, wäre nicht der Ruf erschallt: „Feuer gelöscht!“

Lange dauerte es bis sich die Masse wieder beruhigt hatte. Noch bis tief in die Nacht hinein war ein Gemurmel und Gewimmer zu hören!

Eines nachts verspüre ich ein unheimliches Krümmen im Bauch. „Durchfall,“ auch das noch. Ich wäre nicht der Erste und auch nicht der Letzte, der an der Latrine wegen Durchfall den Geist aufgibt. Aber erst mal aus der Scheune herauskommen! Ich ziehe meine Schuhe aus und schon stehe ich auf einem Landser, der schreit auf. Ich schreie auch: "Mich verreißt es, ich muß ganz dringend."

Es reichte noch bis zum Ausgang, dann waren die Hosen voll.

Ein Glück, daß der Hof an die Elbe grenzt. Am Ufer der Elbe warte ich bis die Sonne aufgeht, um mich anschließend von Kopf bis Fuß zu reinigen, inklusive die Kleidung. Gott sei Dank schien die Sonne schon kräftig und wärmend. Neben mir stöhnt einer - Durchfall, halb verhungert und auch noch Hämorrhoiden! Manche sind am Ende ihrer Lebensenergie und legen sich zum Sterben hin. Tragisch, den Krieg überstanden und nun, wo die Waffen schweigen dieses Dahinsiechen. Ein Leutnant schreit nach einem Sanitäter, aber der hatte nichts als Kohletabletten.

Wie krümmte sich unser Herz, wenn die Sieger voller Freude singen, spielen, tanzen und wir im eigenen Land gefangen, rechtlos, hilflos, hungrig und frierend zusehen müssen! Ich dachte an die Bibel, in der geschrieben steht: Die einen zu meiner Rechten, die anderen zu meiner Linken! Die einen angenommen, die anderen verworfen! Jetzt war ich auf der falschen Seite! War es eine Lektion für mich?

Der Himmel war friedlich wie zu allen Zeiten, und hier auf Erden soviel Elend und Leid. Mir geht es nicht mehr gut. Ich versuche etwas zu essen, aber es bleibt nicht. Wie Wasser geht es wieder ab. Kohletabletten halfen mir nicht. Wenn nur nicht der große Durst wäre, aber das kalte Wasser war Gift für diese entzündeten Därme. Erbrechen kam dazu, nur noch Schleim und Wasser. Aber noch dachte ich nicht ans Sterben, ich wollte doch leben!

Eines Morgens fahren Lastwagen vor und wir mußten aufsteigen. Wohin? Hoffentlich übergeben sie uns nicht dem Russen! Ich konnte mich schon kaum mehr auf den Füßen halten. In Schönebeck an der Elbe halten die Lastwagen an einer Fabrik. Sie war als Gefangenenlager vorbereitet, und wir zogen ein.

Es war besser als vorher in der Scheune, aber auch noch sehr primitiv. Ein bißchen Stroh auf dem Boden und fertig war das Bett. Ich lege mich hin und schlafe bis zum nächsten Morgen. Der Schlaf hat mir gut getan. Ich bekam einen Brei, mit Sacharin gesüßt. Ich zwang mich zum essen, eine halbe Stunde später kam alles wieder hoch.

Gab es etwas zu Essen, freuten sich meine Nachbarn schon auf meine Portion. Schon beim Anblick einer Speise drehte sich mir der Magen um.

Wie sehnte ich mich nach einer Nudelsuppe, so wie unsere Mut-

ter sie mit Fleischbrühe und Nudeln gekocht hat, aber leider war es hier nicht zu haben.

Ein Revier wurde eingerichtet und ich kam ins Revier. Der Arzt wollte helfen, aber es fehlte an allem. Ein Pulver wurde verteilt (DDT) gegen Läuse. Tatsächlich, im Nu waren sie weg. Aber häßliche Narben blieben zurück.

Schon wieder ein Gerücht, der Ami wolle uns aus der Gefangenschaft entlassen. Zu schön wäre es gewesen. Es blieb ein Gerücht! Neben mir liegt ein Landsmann aus dem Schwäbischen, dem ging es noch schlechter, er hatte schon Blut im Stuhl.

Als mir auch im Revier nichts half, raffte ich mich auf und will zur Küche gehen. Vielleicht könnte mir eine der Köchin die Nudelsuppe kochen, nach der ich Appetit habe! Nach hundert Metern kippe ich um und war kurz ohnmächtig. Als ich wieder zu mir komme, fragen mich Kameraden, ob sie mir helfen können. Ich lehne ab, wie wollen sie mir helfen. Noch einige Meter und es ging einige Stufen in einen Keller hinunter. Ich wußte, daß ein Wasserhahn da ist, an dem ich mich erfrischen kann. Als ich die erste Stufe betrete verliere ich wieder die Besinnung, und stürze die ganze Treppe hinunter. Komisch, ich hätte mir die Rippen oder gar das Genick brechen können, aber nichts war passiert. Ich stand wieder auf, ging zur Wasserleitung und erfrischte mich.

Zur Küche reicht meine Kraft nicht mehr, aber zurück auf mein Strohlager. Nun war mir klar, wenn jetzt keine Hilfe kommt bin ich erledigt! Vielleicht warteten sie zu Hause auf mich? In meiner Not betete ich natürlich:" Mein Gott, nun bin ich ganz hilflos wie ein kleines Kind, hilf mir!" David betete einst, Herr laß mich nicht in die Hände der Menschen fallen! Er wußte warum! So lag ich nun und wollte nichts mehr als schlafen.

Als der Arzt mich einmal fragte, ob ich auf etwas Appetit hätte, was er vielleicht vorrätig hat, bat ich um ein Ei mit Zucker verrührt. Ich dachte daran, wenn meine Mutter zu Weihnachten Gutsle gebacken hat, naschte ich so gerne, wenn Zucker und Eier verrührt waren.

Der Sanitäter brachte mir auch tatsächlich etwas, aber die Eier waren nicht mit Zucker verrührt, sondern mit Salz! Mein Schreck war groß, es drehte mir den leeren Magen noch mal um! War es Absicht? Ich glaube, der Mann war mir nicht gut gesonnen.

Am nächsten Tag kommt der Arzt in unser Zimmer und läßt verlauten, daß drei Schwerstkranke ins Lazarett gebracht werden können. Er wollte wissen, wer von uns hier in Frage kommt. Mir ging es nicht gut, aber war ich einer von den schwerst Erkrankten? Ich meldete mich nicht, da geschah ein Wunder. Der Arzt war schon wieder unter der Türe, wollte hinaus gehen, da rief der neben mir Liegende ihm nach: „Herr Stabsarzt, dem Philipp geht's doch sehr schlecht!“ Dieser machte kehrt und sagte: „Natürlich, der Philipp kommt mit!“ Auch Ernst, mein Landsmann, der schon Blut im Stuhl hatte durfte mit.

Ein Lastwagen fährt vor und holte uns ab. Der Fahrer, ein Neger, bot uns eine Zigarette an! Wir nahmen sie, aber keiner rauchte. Im Lazarett in Schönebeck, untersuchte uns ein Oberstabsarzt. „Mein Gott nur noch Haut und Knochen, ihr müßt essen, sonst fallt ihr aus den Socken!“ war sein Kommentar. Hier war es wie im Himmel. Schöne Zimmer, schöne Betten. Das Lazarett lag mitten im Grünen und hatte einen herrlichen Garten.

Acht Mann liegen wir hier im Zimmer, Ernst Binder neben mir. Drei Tage lang wird uns Schleimsuppe serviert, aber wir bringen sie nicht hinunter. Am vierten Tag bat ich den Oberstabsarzt um eine Nudelsuppe schwäbischer Art mit Fleischbrühe. Prompt bekommen wir eine sehr gute Nudelsuppe. Beide essen wir sie mit Appetit und sie blieb!

Von nun an geht es mit uns sehr schnell wieder aufwärts. Das Essen ist unglaublich gut. Besser als ich je gegessen habe. Weißbrot, Dreifruchtmarmelade, Vollmilchspeisen, Würstchen, alles amerikanisch, wie wir es bis dato nicht kannten, und es schmeckte uns prima.

Jeden Tag legten wir an Gewicht zu. Der Oberstabsarzt freute sich mehr als wir selbst. Putzfrauen brachten uns Blumen. Die Tochter einer Putzfrau kam uns besuchen, und brachte beim nächsten Mal ihre Freundin mit. Binder bandelte mit einem der Mädchen an. Mir blieb "Ella." Sie und ihre Mutter waren Flüchtlinge aus Ostpreußen und wohnten in Schönebeck in einem Hinterzimmerchen, sehr primitiv, aber sauber. Alles hatten sie verloren und waren froh, wenigstens ihr Leben gerettet

zu haben.

Wir durften ausgehen und konnten so unsere Freundinnen besuchen. Ella ist hübsch und ein sehr liebes Mädchen.

Vier TBC- Kranke liegen bei uns im Zimmer, dabei ein Todkranke. Um ihn kümmerte ich mich ein wenig. Er hatte Schmerzen und bekam Morphium gespritzt. Im Delirium faselte er vor sich hin. Als ich vor ihm stand sagte er: „Der Philipp ist ein guter Kerl! "

In der Küche hatte ich eine etwas ältere "Freundin". Immer wenn ich vorbei schlenderte hatte sie etwas für mich parat. Mal einen Pudding, mal einen Brei! Sie meinte es gut mit mir!

Als ich sie wieder einmal in ihrer Küche aufsuchen will steht etwas weiter eine Türe offen, dort sehe ich einen Toten liegen. Es ist der Kamerad aus unserem Zimmer, abgemagert und bleich. Ich erschrak sehr, und konnte an diesem Tag nichts mehr essen.

Abends, wenn die anderen schon schliefen, stand ich am Fenster und schaute auf das nun friedlich verträumte Schönebeck hinunter. Meine Gedanken gehen nach Hause. Ob sie alle und alles gesund überstanden haben? Nachdem ich jetzt endlich etwas zur Ruhe gekommen bin, verspüre ich Heimweh, obwohl ich es hier sehr schön habe! Längst war ich gesund, aber der Arzt konnte mich gut leiden. Er freute sich über unseren Appetit, daß es uns wieder so gut schmeckte, und wir wie Dampfnudeln auseinander gehen.

Am Bahnhof von Schönebeck steht ein Tankwaggon voller Methylalkohol. Er wurde bewacht, aber Ausländer und Einheimische glaubten, es sei Schnaps und sie verjagten den Wachposten. Eimerweise holten sie den vermeintlichen Schnaps und tranken davon. Es war natürlich reines Gift!

Im Lazarett war helle Aufregung, alle verfügbaren Krankenwagen waren unterwegs. Auf unserem Zimmer wurde ein Mann eingeliefert, der von diesem vermeintlichen Alkohol getrunken hat. Er japste nach Luft, weinte und schrie um Hilfe. "Ich werde blind, helft mir doch!" Jede Hilfe kam zu spät. Es sollen um die hundertzwanzig Menschen gestorben sein! Ein Drama, diesmal waren es keine Bomben und Granaten, aber nicht minder scheußlich! Auch Frauen waren bei den Opfern. Der Wachposten hatte sie gewarnt, aber sie glaubten ihm nicht!

Eines Morgens bei der Visite sagte der Arzt zu Ernst Binder, daß er Platz brauche, und Binder in die Gefangenschaft entlassen wird. Mich wollte er noch behalten, obwohl es mir besser ging als Binder. Wir Beide wollten aber zusammen bleiben, so bat auch ich um meine Entlassung. Er betonte noch mal, ich könne doch bleiben! So schön es war, ich ging mit Binder. Den Mädchen hinterließen wir unsere Heimatadressen, Adieu sagen konnten wir nicht mehr! Schon am gleichen Tag ging es los nach Magdeburg, wieder in ein Gefangenenerlager.

Mit einer neuen Sommeruniform und einem neuen Rucksack kommen wir in Magdeburg an. Eine kurze Anmeldung und wir werden in die Büroräume einer ehemaligen Fabrik eingewiesen. Bisher waren wir beim Ami, den ich von einer sehr brutalen, aber auch sehr freundlichen, menschlichen Seite kennengelernt habe. Hier in Magdeburg waren wir bei den Engländern, bzw. Schotten. Gefangene, die schon länger da waren hatten es sich ganz nett eingerichtet. Es war wohl primitiv, aber menschlich. Alles war sauber und es gab sanitäre Anlagen.

Wieder gewöhnte man sich schnell an die neue Umgebung und Gegebenheiten. Morgens um 6 Uhr war wecken und man wurde zur Arbeit eingeteilt. Wer arbeitete bekam Sonderverpflegung. Brot gab es genug, Brotaufstrich nur eine Messerspitze Fischpastete oder Margarine, oder aus einer Fleischkonserve.

Magdeburg ist schwer bombardiert worden. Die Innenstadt liegt in Trümmern. Wir werden zum Steine klopfen eingeteilt, zum Aufbau konnte man sie wieder verwenden, wenigstens die nicht zerbrochen sind.

Manchmal konnte ich mich ins Offizier-Casino melden, zum sauber machen. Das war dann wie ein Feiertag! Nachdem die Herren gegessen hatten, räumten wir auf und fegten aus. Da gab es alles, Weißbrot, Butter, Kakao, Milch, Dosenwurst und noch vieles mehr. Vermutlich ließen sie diese Essenreste für uns absichtlich auf dem Tisch zurück. Wir aßen uns satt und sammelten alle Reste in einem Beutel für die Kameraden. Das war immer ein Festessen!

Die Engländer durften nicht mit uns sprechen, außer was unbedingt sein mußte. Mit der Zeit wurden sie doch etwas zugänglicher.

Eines Tages lud ein Offizier einige von uns Gefangenen ein. Es

gab die besten Sachen zum essen und trinken. Er ließ sich erzählen und erzählte selbst auch. Er sprach gut deutsch und es war ein schöner Nachmittag, Freund und Feind friedlich zusammen vereint! Ich muß sagen, sie behandeln uns sehr anständig, sie waren echte Gentlemen. So schliefen englische Soldaten auf Strohlagern und nahmen deutschen Gefangenen, von denen einige auf Tragbahnen schliefen, diese nicht weg!

Von deutschen Frauen redeten sie nicht gut! Sicher gab es viele, die den Mann schon sehr früh verloren haben und sich nun bei den Siegern ihre Freude suchten! Vor allem spielten Lebensmittel eine große Rolle! Eine Freundschaft mit den Besatzern brachte viel ein und wer den Hunger kennt, wird etwas nachsichtiger sein!

Des öfteren müssen wir Gefangenen Wohnungen, in denen jetzt ehemalige russische und polnische Zwangsarbeiter lebten, sauber machen. Sie sind jetzt die Herren. Es kam auch zu schweren Ausschreitungen gegen die deutschen Gefangenen. Um Übergriffe der Russen und Polen gegen uns zu verhindern, begleitete uns dann ein englischer Soldat.

Während die deutsche Bevölkerung hungerte, hatten die Russen und Polen jetzt im Überfluß zu essen. Auch bewohnten sie teilweise wunderschöne Villen und Herrschaftshäuser. Um uns Deutsche zu demütigen machten sie ihre Notdurft mitten ins Zimmer, und wir sollten es aufputzen! Aber alle Achtung vor den Engländer, diese unterbanden solche Vorgänge. Es wurde nicht mehr geputzt.

Im Lager sollen einmal circa 10 Zentner Brot vergraben werden, weil es leicht angeschimmelt ist. Das sagte ich Ruth, einem deutschen Mädchen, welche mir des öfteren Schokolade und andere Leckerbissen zugesteckt hat. Ruth trommelte Zivilisten zusammen und so holten sie das meist noch gute Brot. Hunger war allen ins Gesicht geschrieben und dies Brot war ein Geschenk des Himmels!

In einem großen herrschaftlichen Haus sah es chaotisch aus. Alles an Möbeln war kurz und klein geschlagen. Auf dem Boden lagen Familienandenken, Bilder, Fotoalben und alles zerrissen, verpinkelt und versch-----! Ich dachte daran, wie diese Leute einmal gesammelt, gepflegt und aufbewahrt haben. Vielleicht Familiengeschichte von Jahrhunderten und nun lag alles im Dreck! Mir wurde bewußt, wie vergäng-

lich doch alles ist!

Wie es wohl meiner Familie geht? Ich weiß nichts von ihnen, nichts von Vater, Mutter, Schwestern und Bruder. Sie wußten ebenso wenig von mir. In wieviel Menschen wird jetzt Heimweh im Herzen nagen und plagen?

Eines Tages geht das Gerücht um, daß der Russe die Magdeburger Börde übernehmen wird. Schreckliche Frage, was geschieht dann mit uns? Der Amerikaner hat viele Gefangene dem Russen ausgeliefert, darunter war auch die legendäre Wlassow - Armee. Sie hatten gegen das sowjetische System gekämpft.

Was kommt auf uns zu? Ein sehr unangenehmer Gedanke bald irgendwo im Osten zu verschwinden!

Es fuhren Lastwagen vor und wir wurden Gott sei Dank gen Westen verfrachtet. Wahrscheinlich nicht aus Freundlichkeit zu uns Deutschen, sondern eher weil die Alliierten, besonders die Engländer den Russen nicht trauten. Vielleicht war der Russe in seinem Siegestaumel nicht mehr zu stoppen! Wir atmeten jedenfalls erleichtert auf.

In einer Ortschaft im englischen Besatzungsgebiet werden wir abgesetzt. Zwar können wir uns in der Ortschaft frei bewegen, aber unmißverständlich machen Offiziere uns klar, daß wir in Gefangenschaft sind, unter Kriegsrecht stehen und den Ort nicht verlassen dürfen!

Zu Ernst Binder und mir gesellte sich nun noch ein Landsmann, Menne aus Tuttlingen. Wir waren in einer Scheune einquartiert. Natürlich fehlte es jetzt wieder an allem. Am Abend wurde noch mitgeteilt, daß wir am nächsten Tag zu Fuß bis zum nächsten Gefangenenlager marschieren müssen. Mir graute davor und ich schlug Ernst und Menne vor, in der Nacht zu flüchten. Menne war einverstanden. Ernst meinte, wegen seiner Jugend werde er sowieso bald entlassen!

Kapitel 8

Der Weg nach Hause

In der Nacht schliefen wir fest und gut. Am sehr frühen Morgen, es war noch dunkel, schlichen Menne und ich davon und wir kamen davon! Ein unbeschreibliches Gefühl! Frei, kein Kommiß, keine Gefangenschaft, keine Bomben, keine Granaten mehr. Ein herrliches Glücksgefühl durchströmte mich, wie ich es noch nie im Leben erfahren habe! Jubeln hätte ich können, wie eine Lerche im Frühjahr jubelt und singt!

Wir gehen querfeldein, immer darauf bedacht, nicht noch einmal geschnappt zu werden! Wir springen auf alles was sich nach Süden bewegt, ob es Güterzüge sind, Kohlentransporte, selbst auf amerikanische Militärtransporte wagten wir uns! Viel hatte man in den letzten Wochen und Monaten riskiert. So auch jetzt wieder! Bei Bauern übernachteten wir und bekamen meist auch etwas zu Essen. Eigentlich wurden wir überall freundlich aufgenommen. Viele Frauen dachten an ihre Männer und hofften, daß auch diesen irgendwer gnädig sein wird! In Frankfurt erfuhren wir, daß Reutlingen zur französischen Besatzungszone gehört. Die Franzosen sollen alle Heimkehrer wieder einfangen, und nach Frankreich bringen.

Als ich bei einem Bäcker um ein Stückchen Brot bitte, gibt mir die Frau einen halben Laib! Ich möchte bezahlen, aber mein Geldbeutel ist weg. Wir hatten die letzte Nacht zusammen mit vielen anderen Leuten in einem Bahnhof übernachtet, dort muß mir der Geldbeutel gestohlen worden sein. Am Abend war Ausgangssperre und so konnten wir diesen Bahnhof nicht verlassen. Jetzt war ich arm wie eine Kirchenmaus und doch so glücklich!

Wir kamen bis Heidelberg, von dort tramten wir zu Fuß weiter in Richtung Stuttgart - Reutlingen. Wieder plagte uns der Hunger, wir hatten weder Geld noch Lebensmittelmarken!

Es war Erntezeit und die Bauern brauchten dringend Arbeitskräfte. In Rohrbach nahm uns ein Bauer mit Freuden auf. Er schenkte uns nichts! Von früh bis spät schufteten wir! Es gab gut und reichlich zu essen, und der Bauer hatte einen guten Apfelmast. Zwei starke Pferde besaß er, eines davon mit einem Fohlen. Als ich mit dem Futter von hinten an den Gaul herantrete, schlug dieser mit einer Wucht aus! Hätte er mich getroffen, wer weiß wie es mir ergangen wäre! Zum Glück bin ich heil, allerdings mit einem leichten Schock davon gekommen. Erst danach warnte mich der Bauer, daß große Vorsicht angebracht ist, wenn Pferde Junge haben! Trotzdem ließ mich der Bauer mit den Pferden auf's Feld fahren. Das war ein schönes Gefühl, so hoch auf dem Bock und das Lenkseil in den Händen.

Eines Morgens sagte uns der Bauer, das wir Glück gehabt haben. In der Nacht seien Amis bei ihm gewesen, und haben nach deutschen Soldaten gesucht. Sie gingen nur vorne ins Haus, nach hinten kamen sie nicht!

Auf 14 Tage haben wir uns verdingt. Als der Bauer am Samstagabend von uns verlangte, noch zwei Wagenladungen Stroh vom Feld zu holen, streikten wir! Wir haben bei ihm fast über unsere Kraft geschuftet, da war das Faß einfach voll! Er war natürlich stocksauer, aber wir blieben hart. Am Sonntag früh war er wieder freundlich. Wir frühstückten noch einmal gut. Er gab uns etwas Geld und Lebensmittel, bedankte sich auch für unsere Hilfe. Seine Frau war eine liebe Frau und gut zu uns.

Zu Fuß zogen wir weiter bis uns in Sinsheim zwei Frauen aufhielten, und um Hilfe bei der Ernte baten. Sie hatten niemanden, so kamen wir gerade recht. Es waren zwei Schwestern mit Namen Sieger, und sie meinten spaßhaft, daß sie auch Sieger geblieben sind! Wir halfen einige Tage, bis die Ernte unter Dach und Fach war. Es ging uns gut bei ihnen, der Bauer bei dem wir vorher gearbeitet haben war dagegen ein echter Leuteschinder. Die Schwestern belohnten und beschenkten uns, ehe wir weiter zogen in Richtung Heilbronn.

Kaum zu glauben was uns wieder einmal einfiel. Wir bestiegen einen amerikanischen Transportzug! Wir wußten, er fährt Richtung Heilbronn. In einem Bremserhäuschen machten wir es uns bequem! Als es Nacht wurde schossen die Amis wild um sich, rechts und links in die

Wälder hinein! Warum schießen sie, aus lauter Freude am ballern? Sie schossen doch scharf!

Schon von weitem sehen wir die Nacht hell erleuchtet. Es ist ein berühmtes Gefangenenlager bei Heilbronn. Die Zustände dort sollen verheerend sein! Als der Zug einmal hält, patrouilliert ein Wachsoldat an unserem Bremserhäuschen vorbei, schaute uns verdutzt an und ging weiter. Er wußte wahrscheinlich nicht, wie er uns einordnen sollte! Er hätte auch Alarm schlagen können, doch das traf Gott sei Dank nicht ein!

Der Mond stand am Himmel und wir fahren das Neckartal hinunter, der Heimat zu. Menne war verheiratet und er wußte nicht, was ihn zu Hause erwartet? War ihm seine Frau treu geblieben, lebten die Seinen noch? Ich machte mir auch meine Gedanken, wie ich mein Zuhause wohl antreffen werde?

Ich war nun dreieinhalb Jahre fern der Heimat. Es schien mir wie eine Ewigkeit. Man hat gehungert, gefroren, viele Male war ich in höchster Lebensgefahr, ich hatte mit dem Leben schon abgeschlossen, und jetzt war ich wieder im schönen Schwabenland und nicht mehr weit von daheim!

Aber immer noch mußten wir vorsichtig sein. Oftmals versteckten wir uns, immer auf der Hut vor amerikanischer Militärpolizei.

Für mich wurde es Zeit zum Abspringen wir waren im Bahnhof Untertürkheim, der Zug fuhr langsamer. Es fiel uns schwer Abschied zu nehmen. Wir waren Freunde geworden, und verstanden uns bestens. Eine extreme Zeit hatte uns zusammengeführt. Am liebsten wären wir zusammen geblieben, aber das Heimweh war größer. Menne umarmte mich und ich sprang ab. Menne rief mir noch etwas zu, ich verstand es aber nicht mehr. Vorher gaben wir uns noch das Versprechen, irgendwann einmal uns zu melden.

Es war noch Nacht und überall auf Bänken und Bahnsteigen lagen und kauerten Menschen, die wegen der Ausgangssperre nicht nach Hause konnten. Die Züge waren immer gepropft voll, alles war unterwegs, alle wollten nach Hause, die einen hin, die anderen her! Ich legte mich auf eine freie Bank, und schlief zirka zwei Stunden. Ein neuer Tag weckte mich.

Mit der Straßenbahn, die tatsächlich noch in Betrieb ist, fahr ich nach Esslingen. Dort wußte ich wohnt meine Schwester Else.

Als ich an ihrer Wohnung die Klingel drücke, zittern mir die Knie. Es war als ob alles Leid und alle Angst der letzten dreieinhalb Jahre mit einem Mal aufbrechen, und Leib und Seele bewegen. Dazu kam die Ungewißheit, ob mir jetzt überhaupt jemand aufmacht, ob sie auch noch am Leben ist?

Gott sei Dank, die Tür geht auf und Else kommt heraus! Sie sieht mich, und traut ihren Augen nicht. "Hermann du" ruft sie voll Überraschung und umarmt mich. Beide konnten wir die Tränen nicht zurückhalten.

Natürlich gab es jetzt viel zu erzählen. Meine erste Frage ist wie es den Eltern und Geschwistern geht. Trotz all dem Furchtbaren was geschehen ist, wir hatten Grund zu danken. Auch zu Hause sind alle am Leben und unversehrt. Nur von Hans, unserem Bruder, wußte sie auch nichts. Dann erzählte sie, daß Reutlingen zweimal bombardiert worden ist, dabei hat es viele Tote und große Zerstörungen gegeben!

Else brachte mich nach Denkendorf zu den Schwiegereltern in spe. Nach Hause zu gehen war noch zu gefährlich, weil die französische Besatzungsmacht Heimkehrer wieder gefangen nahm, und nach Frankreich brachte!

Nun arbeitete ich bei Mezgers, so hießen die zukünftigen Schwiegereltern meiner Schwester. Sie haben eine kleine Landwirtschaft und es gibt immer etwas zu tun. Das Rösle ist eine Ulknudel, während ihr Mann Fritz immer mit ernster Mine sein Handwerk verrichtet! Aber er war ein sehr gutmütiger Mensch.

Einige Zeit verging und mich zog es mit aller Macht nach Hause. Da ich aus englischer Gefangenschaft geflohen bin, besaß ich keinen Entlassungsschein. Dadurch war es für mich besonders gefährlich in die Höhle des Löwen zu gehen. Man hat auch schon gehört, daß Landser mit regulären Entlassungspapieren von den Franzosen wieder geschnappt und gefangen genommen wurden!

Trotz allem mache ich mich bei Nacht und Nebel mit dem geliehenen Fahrrad auf den Weg. Ich fuhr durch Wald und Feld nach Reutlingen. In Grafenberg war die Zonengrenze zwischen Amis und den

Franzosen. Über einen Wald konnte man sie umgehen. Als es dämmerte war ich am Güterbahnhof in Reutlingen. Aber welch ein Schreck! Alles lag hier in Schutt und Asche. Die Schienen am Bahnhof hingen wirr durcheinander und zeigten zum Himmel, als wollten sie anklagen! Häuser waren Ruinen. Mein Gott dachte ich, wie lange wird es dauern, bis da der erste Zug wieder fahren kann?!

Endlich daheim! Groß war die Freude, alle waren gesund und munter. Meine Schwester Elfriede war bei den Bombenangriffen in der Innenstadt an ihrem Arbeitsplatz. Sie bekam einen gewaltigen Schrecken, wurde aber nicht verletzt. Es gab einige hundert Tote. Die meisten Toten gab es in einem Bunker am Bahnhof. Die Ausgänge des Bunkers waren verschüttet, und durch gebrochene Wasserrohre strömte Wasser in den Bunker. Viele sind langsam ertrunken. Es muß ein schrecklicher Tod gewesen sein.

Ich blieb zwei Tage zu Hause, und bin dann wieder zurück, es war noch zu riskant hier zu bleiben.

In stockdunkler Nacht machte ich mich wieder auf den Weg nach Denkendorf. Es war so dunkel, daß ich in der Föhrstrasse mitsamt dem Fahrrad in einen Bombentrichter fiel. Nachdem ich mich mit aller Kraft mitsamt dem Fahrrad wieder heraus auf die Straße gearbeitet habe, gehe ich vor Schreck leichtsinnigerweise zur hell erleuchteten Schieferstrasse, und war mitten in einem von den Franzosen bewachten Tanklager. Eiskalt läuft es mir über den Rücken, als ich in kurzer Entfernung ein Postenhäuschen sehe. Ein Wachposten saß mit geneigtem Kopf darin und schlief. Seine Knarre baumelte am Arm! Wie elektrisiert schlich ich an ihm vorbei. Gott sei Dank schlief er fest und gut, vielleicht hat er von meinem Schutzengel geträumt?

Glücklich kam ich in Denkendorf an und machte mich weiterhin nützlich, um meine Gastgeber nicht zu enttäuschen. Es gibt jetzt zur Erntezeit viel zu tun. Beim Stroh abladen fiel ich einmal zwischen Wagen und Heuboden, und konnte mich nur mit ausgestreckten Armen gerade noch halten. Laut rief ich: "OHO"! Sie befreiten mich schnell aus meiner mißlichen Lage. Anschließend war das Gelächter groß und ich war von nun an der "OHO"!

Eines Tages, als wir in der Küche am Mittagstisch sitzen, war im Hof eine Männerstimme zu vernehmen. Ich wußte sofort, daß ist Hans

unser Bruder. Die Freude war nun riesengroß, daß auch Hans gesund überlebt hat! Ich dachte an die Losung meiner Eltern zu ihrer Hochzeit: "Und ob tausend fallen zu deiner Rechten oder Zehntausend zu deiner Linken, so soll es dich doch nicht treffen " Alle Kugeln, Bomben und Granaten gingen an uns vorbei, und wir hatten allen Grund immer wieder dankbar zu sein! Hans traute sich auch noch nicht nach Reutlingen, obwohl er einen Entlassungsschein hatte. Wir blieben in Denkendorf und halfen wo wir konnten. Lebensmittel, Textilien, Haushaltswaren an allem fehlte es, auch an Brennholz!

Unser Rösle strahlte uns eines Morgens mit einem grinsenden Gesicht an und sagte, daß sie einige Stumpen für uns hätte! Wir dachten an Rauchwaren und freuten uns. Dann lachte sie, und ließ die Katze aus dem Sack. Es sind natürlich keine Stumpen zum rauchen, sondern Baumstumpen im Wald, die ausgegraben werden müssen! Mit Pickel und Schaufel bewaffnet zogen wir frühmorgens los. Es war eine herrliche Luft aber eine gewaltige Schinderei. Erstaunlich, Rösle schuftete kräftig mit! Abends sanken wir todmüde auf unser Nachtlager. Allerdings nicht ohne vorher gut gevespert zu haben. Die kleine Landwirtschaft mit einem Pferd, einigen Kühen, Federvieh und Schweinen waren jetzt Gold wert. Einige Tage rackerten wir im Wald bis die Stumpen nachgaben und frei wurden.

Nach einiger Zeit zog es Hans und mich doch sehr nach Hause. Wir beschlossen nach einigen Tagen die Heimkehr zu wagen. Hans hatte einen Entlassungsschein und die Franzosen sollen inzwischen etwas toleranter geworden sein. Wir bedankten uns herzlich bei der Familie Mezger für die Gastfreundschaft, sie bedankten sich für unsere tatkräftige Mithilfe. Noch in der Nacht machten wir uns auf den Weg über die grüne Grenze nach Reutlingen.

Auf Umwegen kommen wir gut daheim an. Hans konnte sich polizeilich anmelden und blieb ungeschoren. Ich war noch vorsichtig und erkundigte mich erst einmal. Die Auskunft die ich bekam war sehr positive, es täte keine Gefahr mehr bestehen. Unser schönes Rathaus war von Bomben getroffen worden, und ist jetzt eine Ruine. Ein ehemaliges Gasthaus ist provisorisch als Rathaus eingerichtet. Einen Entlassungsschein konnte ich nicht vorlegen, aber es sei weiter nicht tragisch war die Auskunft der Beamten. Ohne Anmeldung gab es keine Lebensmit-

telkarten bzw. Bezugsscheine für Textilien oder Schuhe. Es passierte auch nichts, aber nach einigen Tagen bekomme ich eine Aufforderung mich in der Ypernkaserne bei den Franzosen zu melden, um einen Entlassungsschein zu empfangen. Was soll ich tun? Ist es eine Falle? noch mals fliehen? Ich habe die Nase gestrichen voll, ich will nicht noch einmal den Boden unter den Füßen verlieren!

Mit einem dumpfen Gefühl im Magen melde ich mich in zivil. Mit mir sind noch ca. 25 Heimkehrer. Manche kamen im blauen Arbeitsanzug. Im Gang der Kaserne stehen wir und warten und warten. Scheinbar kümmerte sich niemand um uns. Dann zog ein Wachposten mit einer Maschinenpistole im Arm auf. Uns wurde es nicht geheuer, das war kein Spaß mehr. Wurden wir geleimt? Der Wachposten stand so, daß er uns mit einem Schlag hätte alle nieder mähen können! Komme ich noch mal in Gefangenschaft? Eine Welt droht in mir zusammenzuberechnen. Weiter warten, endlich alles marsch in den Hof und auf einen LKW! Jetzt war mir klar, wir sind wieder in Gefangenschaft! Es war der 15. Oktober 1945. Mich traf es bis ins tiefste Mark!

Vom LKW aus warf ich einem Passanten einen Zettel zu, Adresse mit Vermerk: "Wieder in Gefangenschaft, ehemaliges KZ - Lager Schömburg bei Balingen!" Soviel hatten wir erfahren.

Stacheldraht, Baracken, Strohlager! Es stehen Holzschuhe herum, Hinterlassenschaft der KZ - Häftlinge. Für sie war Gefangenschaft doch so unendlich viel schwerer, als jetzt für uns. Trotzdem war es uns allen zum heulen, hatten wir doch schon die herrliche Freiheit erlangt, frei vom Zwang des Hitler - Regimes, des Krieges und der Gefangenschaft! Was haben wir hier zu erwarten, was kommt jetzt auf uns zu?

Das Essen war karg, ungeschälte Kartoffeln in einer Art von Suppe, und wieder nagte in uns der Hunger. Das Lager war voll mit deutschen Kriegsgefangenen, die alle noch ihre Soldatenuniform trugen.

Nach einigen Tagen kommen meine Schwestern Elfriede und Hedwig und besuchten mich. Ein Wachposten wollte sie vertreiben. Sie weinten! Als dies ein anderer Wachposten sieht fragte er nach ihrem Begehrt. Er war so freundlich und ließ mich rufen. Als sie mich hinter Stacheldraht erblickten, flossen noch mehr Tränen. Durch den Stacheldraht reichten sie mir ein Päckchen mit etwas Eßbaren. Beide waren sie sehr deprimiert, und ich tröstete sie indem ich ihnen sagte, daß ich doch

zur Entlassung hier bin. Im Lager aber schwirrten Gerüchte, daß das ganze Lager nach Frankreich verlegt werde, und niemand entlassen wird. Ganz schlimm war es für einige - SS - Männer im Lager. Sie saßen in Dunkelhaft, durften nicht an die frische Luft!

Endlich, nach 14 Tagen kam die von uns Zivilisten heißersehnte Entlassungs- Kommission. Als der Erste von uns Zivilisten aufgerufen wird spürt man die Spannung im Raum, mit der jeder auf seine Entlassung wartet. Als der Erste wieder herauskommt, sah man es seinem Gesicht an, er hatte die Entlassungspapiere erhalten. Einer nach dem anderen verschwinden hinter der Tür und alle kamen strahlend wieder heraus! Bei jedem Aufruf eines Namens erschrecke ich, warte auf meinen Namen, aber mein Name wird nicht aufgerufen. Alle waren schon durch, nur ein Eninger und ich stehen noch da mit klopfendem Herzen. Machten sie eine Pause? Waren sie zum Essen gegangen? Die Zeit verging, es tat sich nichts mehr. Die Tür blieb zu und kein Mensch kümmerte sich um uns!

Aufs tiefste enttäuscht gehen wir in unsere Baracke. Alle lachten und freuten sich, denn am nächsten Tag durften sie nach Hause! Mein Eninger Kamerad liegt auf seinem Strohsack und weint. müssen wir mit nach Frankreich? Vielleicht Jahre dort Frondienst leisten?

In mir bäumt sich alles auf. So leicht gebe ich nicht auf, jetzt gilt es zu kämpfen! Ich gehe zum deutschen Lagerkommandanten und mache ihm klar, daß noch zwei Zivilisten zur Entlassung hier sind, und keinen Entlassungsschein bekommen haben. Seine Antwort war kurz und eiskalt: "Zu spät, die Kommission reist morgen früh ab!" In mir brodelte es und ich drohte ihm: "Wir sind Zivilisten und zur Entlassung hier, wie die anderen Zivilisten auch! Ich habe eine Bekannte auf der französischen Kommandantur in Reutlingen. Ihr werde ich melden, daß wir nicht entlassen wurden!" Es wirkte, er entschloß sich am nächsten Tag die Kommission noch einmal anzusprechen und darauf hinzuweisen!

Für uns Zwei wurde es eine unruhige Nacht. Der Eninger weinte still in sich hinein. Mir ging allerhand durch den Kopf! War es eine Strafe weil ich vor hatte, als freier Mensch mit meinem Freund das Leben nun in vollen Zügen zu genießen ?

Am nächsten Morgen werden wir gerufen und tatsächlich bekommen wir unsere Entlassungspapiere. Uns fiel ein Stein vom Herzen!

Meine Vorsprache war Gott sei Dank nicht umsonst. Die anderen uniformierten Gefangenen taten mir leid, sie mußten mit ihrer Versetzung nach Frankreich rechnen.

Als am 25.10.1945 sich die Tore für uns Zivilisten wieder öffneten, gehe ich wie hypnotisiert hinaus in die herrliche Freiheit. Auf alles was Räder hat und in unsere Richtung fährt springen wir auf, und kommen schneller als gedacht nach Reutlingen.

Es ist Mittagszeit als ich daheim in die Küche komme. Kohlroutaden und Salzkartoffel stehen auf dem Tisch. Wir sind glücklich wieder zusammen zu sein.

Wieviel Elend hat dieser Krieg über die Menschheit gebracht? Wieviel unersetzliches Kulturgut wurde zerstört? Ganze Städte wurden dem Erdboden gleich gemacht! Viele Millionen Menschen mußten ihr Leben lassen. Viele Millionen wurden für ihr ganzes Leben an Leib und Seele schwer geschädigt. Hat uns dieser Krieg wenigstens gelehrt Frieden zu halten, und Gott die Ehre zu geben?

Nein, es wird weiter geschossen und weiter gestritten. Wer, wenn nicht Gott selbst, kann diese Menschheit einmal zur Vernunft bringen!

Ich habe mich gefragt, warum bin ich immer davon gekommen? War es Zufall oder sollte ich einfach noch nicht sterben?

Was den Juden angetan wurde, war ungeheuerlich. Erst nach und nach erfährt man das ganze Ausmaß dieser Vernichtungsaktion.

Insgesamt gesehen sind schreckliche Dinge geschehen, auch bei den Siegermächten gab es häßliche Ausschreitungen.

Hitler hat viel versprochen, hat hoch gepokert und erst schien auch alles schön und gut zu werden. Deutschland blühte auf, aber der Größenwahn zahlte sich nicht aus. Natürlich jubelte das Volk ihm zu, aber wer tiefer blickte, konnte die Gefahr erkennen. Leider erkannte die Mehrheit des Volkes die Gefahr zu spät!

Dieses "ZU SPÄT" mußten wir alle teuer bezahlen!